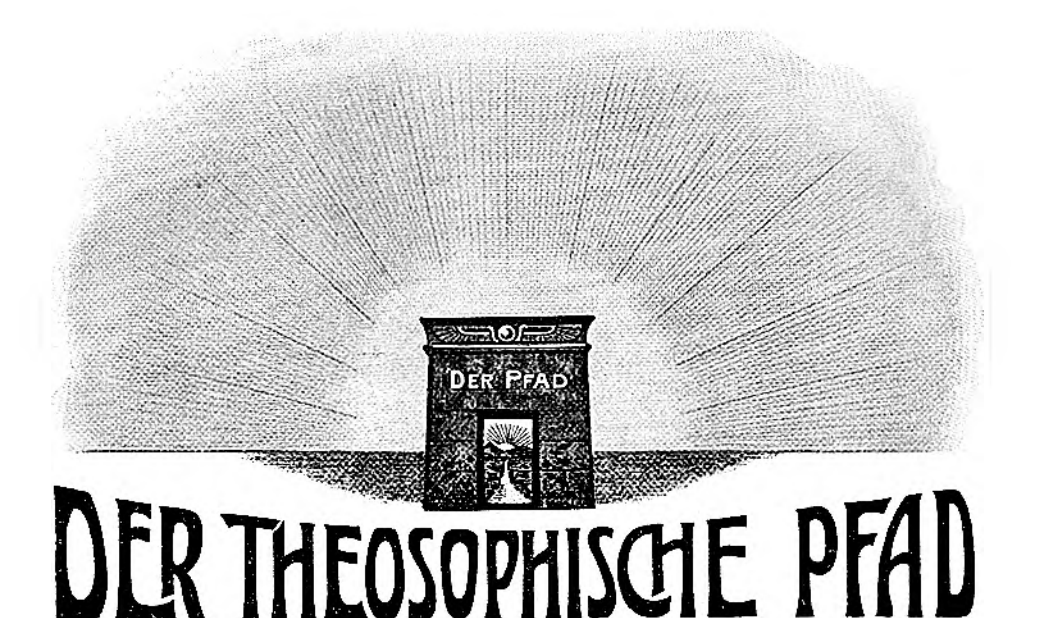
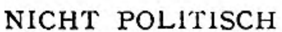


DER THEOSOPHISCHE PFAD

INTERNATIONALE MONATS REVUE



NICHT POLITISCH



OHNE SEKTENTUM

Unter der Leitung von Katherine Tingley
gewidmet der Verbreitung der Theosophie, dem Studium der alten und modernen Ethik, Philosophie, Wissenschaft und Kunst und der Hebung und Läuterung des Heim- und Nationallebens

---

Herausgegeben von J. Th. Heller
Verlag für Universale Bruderschaft und Theosophie
J. Th. Heller, Nürnberg

Wir glauben unbedingt, daß in dieser Kurve des Zyklus *der Mensch selbst* die entscheidende Autorität ist. In früheren Zeiten waren die geoffenbarten Veden, und später die Lehren des großen Buddha die richtigen Autoritäten, in deren autoritativen Lehren und der damit angeordneten Praxis die notwendigen Schritte, den Menschen zu einer rechtschaffenen Stufe zu erheben, gefunden wurden. Aber die große Uhr des Universums zeigt eine andere Stunde, und nun muß der Mensch selbst den Schlüssel in die Hand nehmen und als ein Ganzes selbst das Tor öffnen. Bis jetzt war er auf die großen Seelen angewiesen, deren Hände drohendes Unheil abgewendet haben. Laßt uns daher zusammen ohne Furcht in ein anderes Jahr eintreten und uns unserer Stärke in der Vereinigung der Bruderschaft bewußt sein. Denn wie können wir Tod, oder Leben, oder irgend welchen Schrecken oder Übles irgendwo oder irgendwann fürchten, wenn wir so gut wissen, daß sogar selbst der Tod nur ein Teil des Traumes ist, den wir vor unseren Augen spinnen?

W. Q. Judge.

DER THEOSOPHISCHE PFAD

ILLUSTRIERTE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON J. TH. HELLER

VERLAG FÜR UNIVERSALE BRUDERSCHAFT UND THEOSOPHIE
NÜRNBERG

PREIS DES X. JAHRGANGES:
No. 1—6 M. 3.—; Ausland M. 3.50. Einzelne Hefte 60 Pfg.
No. 7—12 M. 4.50; Ausland M. 5.—. Einzelne Hefte 80 Pfg.

X. JAHRGANG | JANUAR 1912 | NUMMER 10

INHALT



EINE ECKE DES HAUPTQUARTIER-GEBÄUDES DER INTERNATIONALEN THEOSOPHISCHEN ZENTRALE
POINT LOMA, CALIFORNIEN

Der Theosophische Pfad

X. Jahrgang **Januar 1912** **Nummer 10**

Indem der Theosoph anderen bei ihrer Entwickelung hilft, glaubt er, daß er nicht nur ihnen bei der Erfüllung ihres Karmas beisteht, sondern daß er auch im strengsten Sinne sein eigenes erfüllt. Er hat immer nur die Weiterentwicklung der Menschheit im Auge, und er weiß, daß jede Unterlassung von seiner Seite, dem Höchsten in sich zu entsprechen, nicht nur ihn selbst, sondern Alle in ihrem Fortschritt hemmt. Durch seine Taten kann er es der Menschheit leichter oder schwieriger machen, den nächst höheren Zustand des Seins zu erreichen. *H. P. Blavatsky.*

Die Schlange und die Taube

VON AMENDE

„SEID KLUG wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben"; diese und viele andere moralische Lehren des Meisters von Nazareth, wie die Feindesliebe, das Darbieten der anderen Backe u.s.w., sind seit der Zeit, als das Christentum auf die abschüssige Bahn der weltlichen, materiellen Herrschaft kam, stets eine Quelle von Mißdeutungen gewesen. Warum? Einfach, weil den vermeintlichen Nachfolgern der Schlüssel zu den Lehren verloren gegangen war. Die wahren Jünger des Meisters besaßen die Schlüssel, das Wissen von den Mysterien des Himmelreichs; so lehrt es uns wenigstens die Bibel.

Wie kann man es fertig bringen, klug wie eine Schlange und ohne Falsch wie eine Taube zu sein, wie kann man zweierlei zur gleichen Zeit sein? Ist Klugheit und Harmlosigkeit nicht ein Gegensatz? Solche Fragen ließen sich in großer Anzahl stellen, sie würden alle ungelöste Mysterien bleiben, wenn wir nicht einen Schlüssel zu ihnen besäßen. Dieser Schlüssel zu den Meisterworten ist die Theosophie mit ihren Lehren über des Lebens Zweck und Ursprung. Versuchen wir einmal einige Umdrehungen des Schlüssels. Da ist zum Beispiel die Lehre von der Dualität oder Zweiheit der Dinge. Alles, was wir kennen und um uns haben, hat einen dualen Aspekt, das heißt, es hat eine höhere und eine niedere, oder auch eine wahre und eine falsche, eine vergängliche und eine unvergängliche Seite.

Es gibt eine rechte Klugheit oder Weisheit, und es gibt auch etwas, das sich als Klugheit ausgibt aber es nicht ist. Der ehrliche Mann, der die Schwäche seines Nachbarn nicht ausnützt, um sich Vorteile zu verschaffen, ist in den Augen »der Welt« dumm, während er in Wirklichkeit klug und wissend ist, denn er kennt das Höhere Gesetz das lehrt: »Unrecht Gut gedeihet nicht«. Ein Dieb mag noch so viel Schlauheit und Verschlagenheit besitzen, er mag noch so viel Erfolg haben, niemals wird er das Beiwort *weise* erhalten, denn schließlich ist er doch der Dumme, da er die Macht des Gesetzes nicht kennt, von dem der Volksmund spricht: »Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen«.

Sodann gibt es eine unechte und eine echte Güte, oder »ohne Falsch« sein. Häufig hört man über einen Menschen sagen, er ist zu gut für die Welt, er läßt sich alles mögliche gefallen. Manche Menschen besitzen nichts anderes als eine gewisse Sentimentalität, die nach außen wie Güte erscheint, aber nichts anderes ist, als Schwäche und Unerfahrenheit. Wahre Güte ist eine Kraft, die sich als Tätigkeit zur rechten Zeit äußert, die weiß, was zu tun und zu lassen ist. Wenn wir die Dinge im Leben sehen wollen, wie sie sind, dann müssen wir sie unter dem erwähnten Gesichtspunkt der Dualität betrachten. Alle Mißverständnisse, die häufig auch unter Menschen, die das Beste wollen, herrschen, lassen sich auf das Unvermögen, den dualen Charakter der Dinge zu erkennen, zurückführen.

Doch ist die Türe zum Verständnis unserer Herrenworte noch nicht geöffnet, wir müssen noch einen anderen Schlüssel nehmen, um einen weiteren Riegel zu lösen. Die Theosophie lehrt wie die Alten, daß alles in Bewegung und dem Gesetze der Zyklen unterworfen ist. Dieses Gesetz hängt mit dem Gesetze der Dualität in mancher Beziehung zusammen. Das Gesetz der Zyklen ist auch das Gesetz des Werdens und Vergehens, es wirkt universal. Der Tag wird zur Nacht, zum Gegenteil von sich selbst. Die Pflanze wächst, blüht, bringt Frucht und zerfällt, sie lebt und stirbt. Die ganze Natur gehorcht den ehernen und dabei weisen Geboten der Weltordnung, die keinen Stillstand duldet, sondern immer vorwärts gebietet. Auch die menschliche Natur ist dieser Ordnung unterworfen. Aber der Mensch selbst? Warum soll er bei der allgemeinen Dualität der Dinge im Universum eine Ausnahme machen? Auch er ist ein duales Wesen, ein Teil von ihm ist zweifellos dem Wechsel unterworfen, entwickelt sich, erreicht eine gewisse Größe und Aus-

dehnung, um wieder abzunehmen und zu sterben, wie der Baum, der sein Blätterkleid anlegt und, wenn die Winterzeit kommt, es wieder abwirft. Aber der Baum bleibt der alte.

Jedes Ding zu seiner Zeit, lautet ein altes Sprichwort. Es gibt Regeln, nach denen bestimmte Handlungen zu bestimmten Zeiten ausgeübt werden müssen. Wie der Landmann im Frühjahr sät und im Herbst erntet, und nicht umgekehrt, wie er sich nach dem Stand der Sonne, welcher die Jahreszeit angibt, richtet, so wird auch ein Lehrer der Menschheit solche Lehren lehren, welche der Zeit entsprechen und für die Zeit passen. Denn es gibt, wie uns die prähistorischen Forschungen zur Genüge lehren, auch im Leben der Menschheit Gezeiten, die Tag und Nacht, Sommer und Winter entsprechen.

Besser Unrecht leiden, als Unrecht tun; widerstehe nicht dem Übel; so jemand dich auf die rechte Backe schlägt, so biete ihm auch die linke. Liebe deine Feinde. Haß kann niemals durch Haß vernichtet werden sondern nur durch Liebe.

Alle Lehren der großen Meister der Menschheit müssen, um verstanden und richtig angewendet zu werden, unter dem Gesichtspunkte der beiden erwähnten, allgemein giltigen Lebensgesetze betrachtet werden. Auf diese Weise überwinden wir alle scheinbaren Widersprüche. Wir sehen tagaus tagein, wie das Licht die Dunkelheit vertreibt, aber wir sehen auch, daß das Licht wieder der Dunkelheit weichen muß. Die untergehende Sonne widersteht dem Übel der Nacht nicht. Aber wozu diese Gegensätze, wozu dieser beständige Wechsel, was haben die Dualität der Erscheinungen und die zyklischen Veränderungen für eine Bewandnis in bezug auf den Menschen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir den Hauptschlüssel der Theosophie drehen und uns belehren lassen, daß die Menschlichkeit, das Prinzip des Edlen, die göttliche Seele, in allen Menschen wohnt, und daß das Universum einzig und allein dazu da ist, um der göttlichen Seele die Möglichkeit zu bieten, Erfahrung zu sammeln. Der Weg des Menschen, der göttlichen Seele, ist eine Pilgerfahrt; der Sohn verläßt den Vater und zieht hinaus in die Welt, verliert seine Reinheit und gewinnt Erfahrung und Erkenntnis. Erst wenn er weise geworden ist und seine Unschuld wiedergewonnen hat, kann er zum Vater zurückkehren. Die Mahnung, klug wie die Schlangen und ohne Falsch zu sein wie die Tauben, enthält daher das große Lebensprogramm der Menschheit.

Die Stellung der Kunst im Leben

VON KENNETH MORRIS

MAN MÖCHTE GLAUBEN, daß jemand gar nicht so Unrecht hat, wenn er sich von all den sogenannten Künsten lossagt, ihnen gewissermaßen den Rücken kehrt, und behauptet, daß er für dergleichen Dinge keinen Geschmack habe, und wenn er sich einbildet, daß er in diesem so ungeheuer praktischen Zeitalter ganz gut mit den gewöhnlichen Lebensnotwendigkeiten, wie man zu sagen pflegt, und einigen Luxusartikeln, die mit den Künsten nichts gemein haben, auskommen könne.

Es wird oft behauptet, daß die Zeit der Poesie vorüber sei, und zwar aus dem Grunde, weil in dieser prosaischen Neuzeit nichts mehr vorhanden ist, das zur Ausübung der Dichtkunst begeistern könnte. Und die Inseln der Seligen im Westen der Welt, wovon die Alten sangen, wo sind sie? Wir haben alle Winkel der Erde vergebens durchsucht, und die Meere in jener Gegend sind sämtlich aufgezeichnet. So viel wissen wir. Zwar ist El Dorado aufgefunden worden; aber wir haben es mit Wäldern bepflanzt und mit Bewässerungskanälen durchzogen. Der Olymp? Der Musenberg? Ach, lasset die Diplomaten Europas sich über die ewigen Unruhen in den Balkan-Staaten die Köpfe zerbrechen! Der Musenborn ist ausgetrocknet; oder vielleicht ist sein reiner Quell nur von den Abwässern irgend welcher Fabriken verpestet worden. Noch ein solches Jahrhundert, und es wird keine neuen Künste und keine Poesie in der Welt mehr geben, die alten werden der Vergessenheit anheim gefallen sein, da für sie kein Bedürfnis mehr vorhanden war.

So hört man häufig sagen; wenn wir uns aber ernstlich an die Theosophie wenden, sehen wir bald die Nichtigkeit solcher Ansichten. Beim Studium der Theosophie kann man gewissermaßen in zwei Literaturquellen forschen, wobei die eine der Schlüssel zur andern ist. Es liegt das große Buch des Seins, des eigenen Seins und Daseins und der menschlichen Natur im allgemeinen vor uns; und dann haben wir die Theosophische Literatur, welche sich um die Schriften der großen Theosophischen Lehrer, H. P. Blavatsky, William Q. Judge und Katherine Tingley, aufgebaut hat. Diese Theosophische Literatur, namentlich die Schriften und Lehren der Lehrer selbst, bieten tatsächlich einen Schlüssel zum Buche des Daseins, wie er sonst nirgendswo zu finden ist, und wer diese Literatur gewissenhaft

geprüft hat, wird das Gesagte nicht übertrieben finden. Sie beschreibt die Natur und die Beschaffenheit des Menschen in einer Weise, daß man bald einen klaren Einblick erhält, warum die Welt das werden mußte, was sie ist. Sie zeigt uns aufs deutlichste, daß, wenn außerhalb unser selbst, wie auch in unseren Beziehungen zu einander, Unordnung und Verwirrung besteht, dies nur daher kommt, weil in unserem eigenen, inneren Wesen selbst Unordnung existiert, eine Unordnung, der wir erlaubt haben, in Verwirrung auszuarten. Sie zeigt, wie wahr der alte, weise Spruch ist, der da lautet: »Aus dem Herzen entspringen alle Zustände des Lebens«; sie zeigt ferner, wie und warum es so ist. Nichts anderes kann ein Licht, so hell wie die Sonne auf den ganzen Knäuel der Probleme, aus denen das Leben besteht, werfen, als die Lehren von Madame Blavatsky über die menschliche Natur und ihre Dualität, über das gewaltige Gesetz, welches alle unsere Angelegenheiten, ob sie nun angenehm oder widerwärtig sind, regelt, und uns vorwärts und aufwärts leitet in vollständig gerechter Weise, — als die Lehren über Reinkarnation, und über die Beschaffenheit des Unendlichen, dessen, was in unserem Wesen das wahre Wirkliche ist. Wir sagen die Lehren von Madame Blavatsky, weil *sie* es war, die in unserer Zeit den westlichen Völkern diese Lehren wiederum verkündete; hierbei bewies sie jedoch in einer Weise, die keinen Zweifel, außer bei dem Eigensinnigen aufkommen läßt, daß die Theosophischen Lehren so alt wie die Menschheit selbst sind.

Betrachten wir nun die Lehre von der Dualität der menschlichen Natur. Da finden wir einen niederen, teilweise sichtbaren, sterblichen, d. h. zeitlichen Teil — den Körper, dann das Lebensfluidum, oder das animalische Leben im Körper, ferner die tierischen Leidenschaften und Begierden und dann jenen ungeistigen Teil des Gemütes, welcher in den Ketten der Begierden liegt, der Sitz der Torheit, der Selbstsucht, des Eigensinns, der verdrehten Ansichten, der Eigenliebe. Und *von solcher Beschaffenheit* sehen wir den Menschen im gewöhnlichen Leben. Der Zyniker, der kritelnde Skeptiker sagt hierzu: *und das will ein Mensch sein,* und läßt es damit auf sich beruhen. Aber zu glauben, das sei der ganze Mensch, wäre gerade so als sähe man die Eierschale und hätte keine Idee vom Ei, als verspüre man den Rauch, ohne eine Ahnung vom Feuer zu haben; es wäre dasselbe, wenn man behaupten wollte, die Blume habe keine Wurzel, die Äpfel wüchsen auch ohne Bäume, oder ein

Kind könne ohne Eltern auf die Welt kommen, oder ein Schüler könne lernen, ohne belehrt zu werden. Hierbei muß man an das orientalische Märchen denken, das sagt, daß die Welt auf dem Rücken eines Elefanten ruhe — worauf aber steht der Elefant? Nun, der steht auf einer Schildkröte — und die Schildkröte? Ja, du lieber Himmel, was geht uns die Schildkröte an, laß' *die* stehen, worauf sie will.

Theosophie lehrt, daß dieser vierteilige, niedere Mensch, welcher geboren wurde und demnach auch dem Tode geweiht ist, eine Blüte von einem ewigen Stamme ist, der in der zentralen göttlichen Wesenheit des Weltalls, oder Gott selbst eingewurzelt ist; mit anderen Worten, es kann jeder von uns, tief im eigenen, innersten Wesen, eine unsterbliche, göttliche Herrlichkeit finden, welche wir, um ihr einen Namen zu geben, die Seele nennen. Und nun schlagt *euer Buch des Seins* auf und leset darin die Zeugnisse des ganzen Lebens, der ganzen Weltgeschichte, und dann werdet ihr sehen, daß ein Element vorhanden ist, welches unaufhörlich Dinge, die edel, heroisch, mitfühlend und schön sind, erstrebt und ins Leben ruft. Entstehen diese etwa aus tierischen Begierden, tierischem Leben, dem selbstsüchtigen Gemüte, oder dem unheiligen Körper? Wir brauchen uns nicht lange um diesen Punkt zu streiten.

Aus all dem Schönen in der Welt, aus dem Meere und dem Sonnenschein und aus den Lüften über Berg und Tal, aus den Taten und dem Tode großer Patrioten, den Visionen großer Propheten, den Träumen großer Dichter schallt unaufhörlich uns die unsterbliche Bestätigung entgegen: daß *die Seele ist* — daß *die Seele göttlich ist.*

Ein Dichter sagte einmal mit Recht, daß Schönheit Wahrheit sei, und Wahrheit Schönheit; trotzdem aber ist eine Anschauung wie diese, höchst gefährlich, denn er sagte weiter: »Dies ist alles, was wir auf Erden wissen, und alles, das wir zu wissen brauchen.« Das Gefährliche hierbei jedoch ist, daß wir es eben *nicht* wissen und kaum eine Idee davon haben. Das Eine aber steht fest: »haben wir das Verlangen, das Schöne zu entdecken, so müssen wir aufhören, unsere niedere Natur zu Rate zu ziehen.« »Alle Menschen sind Lügner«, sang schon der Psalmist zu seiner Zeit; er hat insofern Recht, als der Mensch bezüglich seiner niederen Natur ein Lügner ist. Hieraus entstammen all die verkehrten Ansichten, namentlich über das Schöne. Das Prinzip der tierischen Begierden, zum

Beispiel, welch ein Verführer und Irreleiter ist es hinsichtlich des Schönen! Es spricht, daß ihm nach allem Schönen gelüstet; aber man sehe die Folgen. Es besteht darauf, daß viel essen schön sei; gut, aber bietet denn ein dickbäuchiger, aufgedunsener Prasser einen schönen Anblick? Schönheit erzeugt niemals Häßliches. Weiter flüstert dieses niedere Prinzip, daß Laster und Sinnlichkeit schön seien, und glaubt sich demnach völlig berechtigt, im Sinnlichen zu schwelgen. Aber ist etwa vielleicht der lasterhafte, entartete und kranke Schlemmer und Trinker ein Ausbund von Schönheit? Nein, das Schöne bringt weder Häßliches noch Entartetes hervor. Gleiches erzeugt Gleiches, und was dem Schönen entspringt, wird gleichfalls schön sein. Es ist die alte Geschichte von dem Helden im Garten der Zauberin. Sie bot ihm alle möglichen Geschenke an, um ihn zu umgarnen und ihn in Gestalt eines schwarzen Steines auf den Meeresgrund zu bannen, sobald er nur das Unrichtige wählen würde. Aber seine Augen besaßen eine besondere Schärfe, und als die Zauberin ihn durch ein mit Kleinodien besetztes Scheinschwert irrezuführen versuchte, erkannte er, daß das Schwert in Wirklichkeit ein Strohhalm war. Als sie ihm einen goldenen, mit Opalen geschmückten Kelch darbot, sah sein Blick den Giftschwamm.

Von den vier Prinzipien, aus denen die niedere Natur des Menschen besteht, ist es besonders das Prinzip der Begierden, welches seine eigenen Ideen über Schönheit hat; und böse Erfahrungen muß der machen, der sich von den Begierden führen läßt, er wird an sich und durch seinen Charakter ein überzeugendes Beispiel davon liefern, daß die Begierden alles, was verabscheuungswürdig ist und wohlweislich vermieden werden muß, hervorbringen.

Und doch ist Schönheit etwas Offenbares!

Bei ihrer Lehre über die höhere Natur des Menschen befand sich Frau Blavatsky in einer gewissen Verlegenheit, da es sich hier um ein Thema handelte, worüber ihre Schülerschaft nur sehr wenig unterrichtet war, und zwar insofern, als es in unseren modernen Sprachen keine Worte gab, welche genau den verschiedenen Teilen der Lehre H. P. Blavatsky's entsprachen. Es blieb ihr deshalb keine andere Wahl, als einfach drei Wörter dem Sanskrit zu entnehmen, um die höhere Dreiheit im Menschen richtig zu bezeichnen: »Atma«, sozusagen der Zentralgeist des Universums, worin der Mensch seinen Ursprung hat, »Buddhi«, das wir nur unvollkommen mit spiritueller Seele wiedergeben können, und »Manas«, der göttliche Denker.

Diese drei Elemente, oder Prinzipien, bilden die höhere, die göttliche und ewige Natur des Menschen.

Vom dritten, Manas, kommen uns die erhabenen, unpersönlichen und selbstlosen Gedanken. Vom zweiten, Buddhi, kommt uns, geoffenbart in feurigen Ausbrüchen, oder in steter Glut der Erleuchtung, die Herrlichkeit des Alls. Buddhi ermöglicht es, daß der Bildhauer die menschliche Gestalt sieht, wie sie sein soll, wie sie jedoch nur sehr selten ist, eine Gestalt vollkommener Linien, vollkommener Harmonie, reich an Anregungen, aber ohne sinnliche Reize, eine Gestalt von göttlicher Schönheit. Und da dieses Prinzip so nahe an die wahre Wurzel, dem Herzen und Mittelpunkt unseres Wesens kommt, so haben Kunst, Poesie und Musik, die drei Kinder oder Blüten dieses Prinzips, die zugleich seine Früchte und seine Nahrung sind, ihr Wesen in der Welt; denn um Buddhis willen erschienen sie mit dem Menschen, oder besser, lange vor der Zeit, als er seine jetzige Gestalt annahm. Und um des Menschen willen, so lange er Mensch bleibt, und selbst später, nachdem er eine höhere Stufe erstiegen hat und ein Gott oder Engel geworden ist, werden Kunst, Poesie und Musik immer noch ihr Wesen haben und für ihn die Stimmen seines innersten und göttlichen Teils sein, indem sie ihn zum Höchsten antreiben. Nur wenn er aufgehört hat, das zu sein, was wir berechtigt sind, Mensch zu nennen, wenn er, gleich einem verfaulten, fruchtlosen Aste, vom Baume des Lebens abgefallen ist, kann es kommen, daß er für seine göttlichen Gaben keine Verwendung mehr hat. Man hüte sich daher sehr, zu prahlen, wir seien derartig fortgeschritten, daß wir alle Künste, die für die Kindheit der menschlichen Rasse gut genug gewesen wären, entbehren können, denn gerade diejenigen, die sich einbilden, die Künste entbehren zu können, können selbst entbehrt werden; und die Natur hat ihre eigene Weise, mit solchen Leuten fertig zu werden.

Damit soll nun aber nicht gesagt sein, daß jemand, der keinen Geschmack für Kunst, Poesie und Musik besitzt, deshalb nicht länger als Mensch zu nehmen und als seelenloses Überbleibsel eines gewesenen Menschen anzusehen sei. In der Tat hat die Seele gar mancherlei Wege, auf welchen sie mit unserer Persönlichkeit verkehrt; ja, selbst unter den Philistern gibt es wahre Helden, die hochherzig und voll Mitgefühl sind, von irgend welchen Künsten jedoch schrecklich gelangweilt werden. Aber solch ein Philister steht vielleicht den Künsten und der Schönheit viel näher als der Bornierte,

der sich als Dichter gebärdet, oder der Sinnesmensch, der es versteht, mit großer Fertigkeit Bilder zu malen; oder der Blasierte, der seine Zeit zwischen Musik, oder dem, was als Musik gelten soll, und all den üblichen kleinen lasterhaften Angewohnheiten verbringt; denn solche Menschen sind die wahren Judasse der Seele. Nur die allgemeine Verwirrung der gegenwärtigen Zeit, all die vielen Widersprüche und Verkehrtheiten im Leben sind die Ursachen, daß man Menschen findet, die zwar gemütsvoll, aber in künstlerischer Hinsicht so sehr außer Fühlung mit ihrer Seele sind, daß sie wohl mit Recht philisterhaft genannt werden können; andererseits ist es erklärlich, daß häufig in sonst verkommenen Menschen noch immer ein Echo lebt, eine Erinnerung der Vorzeit, als noch die Seele vermochte, sie durch die Künste anzuregen.

Es ist wohlweislich nicht zu vergessen, daß Poesie, Musik und Kunst Ausflüsse der Seele sind, Strahlen in unserer Welt aus den inneren und höheren Sphären und Rettungsleinen, die uns zugeworfen werden aus der Götterwelt, der inneren Göttlichkeit, die unser Zweck und Ziel ist. Persönliche und eigennützige Gedanken sind des Rhythmus und jeder Schönheit bar. Im Zickzack taumeln sie hierhin und dorthin, sie stolpern, sie faseln, sie lärmen und keifen, höchstens gehen sie, im Gegensatz zur Natur, in einer geraden Linie auf das eigennützige Ziel zu. Aber der selbstlose, uneigennützige Gedanke wogt als solcher in grandiosen, harmonischen Bewegungen und Kurven hin und her, steigt zyklisch auf und nieder in unerschütterlicher Ruhe, wie das Heer der Sterne am nächtlichen Himmel; er schafft aus innerem Trieb und mächtigem Drang die Melodie des eigenen Wesens, er vermag aus eigener Kraft Zwietracht zu schlichten, Probleme zu lösen, Schwierigkeiten zu entwirren, die Makel des Lebens wegzuwaschen und allenthalben Harmonie zu erzeugen.

Rhythmus, Melodie und Harmonie sind die drei höchsten und besten Eigenschaften, die im menschlichen Gedanken liegen, sie bilden gleichzeitig die drei Wesenheiten der Musik. Ferner hat der Gedanke, welcher dem unpersönlichen Bereiche unseres Innern, der göttlichen Seele, entsprang, neben diesen harmonisch wiederhallenden Eigenschaften eine durchdringende Klarheit und Einsicht, sozusagen einen wunderbar tiefen Blick; er empfindet die Not der Menschheit und besitzt das brennende Verlangen, ihr zu begegnen; er ist sympatischer Art und daher begabt mit dem hellen Gesichte des Spirituellen. Ferner ist er schöpferisch, erfinderisch, unbeugsam und

heroisch; nicht in leeren, flüchtigen Launen davon flatternd, er strebt dem Ziel nur durch wahres Schaffen entgegen und erreicht es auch. Und in all seinem Wirken bekennt er seine Beziehung zu den Künsten. Denn diese sind die Pfade des höheren Denkens, oder besser, sie sind die weitesten Vorposten zwischen den Feldern menschlichen Strebens, der täglichen Arbeit und dem Göttlichen. In dem *Gedichte*, in dem *Musikstück*, so *lange* sie *innerlich* wahr und nicht nur gewöhnliche Machwerke sind, reichen sich Mensch und Gott die Hände, und die Göttlichkeit in allen Dingen zeigt sich als unbedingt erwiesen.

Die schönen Künste sind uns ein Bedürfnis im täglichen Leben; es ist nutzlos, zu glauben, wir können ohne sie auskommen. Wenn wir sie auch nicht ausüben, so können wir doch nicht ohne sie leben. „Das Gemüt gleicht einem Spiegel, es sammelt Staub, indem es wiederspiegelt.“ Wir haben das Bedürfnis, unseren Körper zu baden. Wasser und Seife sind die Mittel dazu, sie sind daher wesentlich zur Erhaltung der körperlichen Gesundheit. Und im gleichen Maße wie sich auf dem Körper das ansammelt, was durch Wasser und Seife weggewaschen wird, so auch überhitzt und erkältet sich das Gemüt, es überzieht sich mit giftigem Unrat von innen, und mit dem Schmutz der täglichen Arbeit von außen. Wie badet man nun aber das Gemüt? Anstatt wie beim Baden des Körpers Wasser und Seife zu gebrauchen, nehme man für den inneren Menschen etwas Poesie mit einer Zutat von Musik in einem allgemeinen Bade der schönen Künste. Um das Gemüt zu reinigen, entferne man es von der Oberfläche der persönlichen Gedanken und tauche es ein in die reinen Tiefen des Unpersönlichen. Ich glaube, daß das tägliche Lesen in dichterischen Werken, oder das Hören guter Musik der Gesundheit genau so zuträglich ist, als das tägliche Waschen, und daß jenes gerade so notwendig ist wie dieses. Freilich, wenn wir nicht das Rechte wählen — so ist das unsere eigene Schuld. Vielerlei Zeug, wird uns als Poesie geboten, und manches müssen wir hören, das Musik sein soll, ohne jedoch einen reinigenden Einfluß auf uns auszuüben, sondern das uns eher verdummt, oder unseren Geschmack verdirbt. Daher seien wir vorsichtig und nehmen reines Wasser, um uns zu baden.

Ebenso ist es auch mit den anderen Künsten. Hat jemand ein unsauberes und unglückliches Heimwesen, in dem er trost- und freudelos von einem Tag zum andern dahin lebt, so muß ihm,

notgedrungen, die Stimmung des Gemüts herabsinken, sein Wert als Mitglied der Gesellschaft wird geringer, jede höhere Energie wird gelähmt werden. Oder lebt er in einer unschönen und kunstwidrigen Umgebung, so darf man daraus nicht schließen, daß sein Geisteszustand mit seiner Umgebung übereinstimmt, aber zweifellos hat sie auf seine Geisteskraft eine entmutigende und beengende Rückwirkung und wird leicht zu einem bequemen Abweg zur Rohheit und Gemeinheit. Es wäre falsch, zu behaupten, daß eine solche Umgebung seine Energie an sich verringern könnte, aber auf alle Fälle wird sie seine Energie abhalten, erhebend auf sich selbst und auf seine Nebenmenschen einzuwirken. Zu glauben, daß man keine Zeit und kein Geld für die Künste habe, ist einer der größten Fehler, den ein Mensch begehen kann. Die schönen Künste brauchen uns nicht immer viel Geld zu kosten; wir verzichten keineswegs auf Nahrung, nur weil es Geld kostet, sie zu kaufen, und es Zeit nimmt, sie zu verzehren. Wir können zuvörderst darnach streben, daß alles Unschöne so viel wie möglich aus unserem Heimwesen und unserer Umgebung beseitigt wird; man könnte Bilder, welche das Auge beleidigen, entfernen und jegliche Entstellungen verbannen. Man könnte einige hübsche Sachen aufstellen, deren Anblick dem Auge und dem Sinne wohltut, rein und gediegen in Farbe und Form, und die nichts an sich haben, das unharmonisch ist. Man sollte alles entfernen, was aufdringlich, unwahr und in Feindschaft ist, mit allem, was Anspruch an künstlerische Gediegenheit macht. Man könnte auf Reinlichkeit und Ordnung bestehen, auf Natursinn und auf beständiger Fühlung mit den schönen Künsten.

Man stelle sich ein japanisches Zimmer vor; man sieht nichts Unwesentliches darin, keine Anhäufung von überflüssigen Gegenständen, keine Spur von dem Gepränge und den Nichtigkeiten unserer Zivilisation. Ein Alkoven mit vielleicht einem Kunstgegenstand darin, dessen Anblick wohltätig ist — eine Vase, vortrefflich in Linie und Farbe — ein kleiner Aufbau mit Blumen, zweckmäßig mit großer Vorsicht, Sorgfalt und Liebe ausgeführt. Ach, wie oft sieht man Blumen in einem Zimmer angehäuft, in einer Weise, die geradezu sündhaft ist. Es ist eine Versündigung an den Blumen selbst, wenn sie ohne Sinn und Verstand massenhaft aufgehäuft werden, ohne daß auf die Umgebung Bedacht genommen wird, und ohne daß das Wesen und die Schönheit der Blumen selbst berücksichtigt wird.

Und doch ist es so leicht, einer Blume in einem Zimmer eine Stelle zu geben, die sofort zeigt, daß sie mit liebevoller Sorgfalt dorthin gestellt wurde, wobei sie sich vollkommen in ihre Umgebung einfügt. Eine solche Blume erheitert und erhellt das Zimmer gleich wie „eine gute Handlung in dieser schlimmen Welt." So oft das Auge auf sie fällt, teilt der begeisterte Blick dem Herzen in einer anregenden und läuternden Wallung die Schönheit mit, man wird neu gestärkt an die tägliche Pflicht herangehen.

Es ist der Endzweck der schönen Künste, den Pfad der Pflicht zu beleuchten und den Menschen zu befähigen, die täglichen Mühseligkeiten getrosten Mutes und freudigen Herzens zu vollbringen, zu arbeiten, wie wenn ein Gott zu Werke geht, ein Sonnensystem zu erschaffen, nicht aber wie ein Wolf auf der Jagd, oder wie ein armseliger, hoffnungsloser und abgehetzter Schlucker in seiner traurigen Hütte sich zu verhalten.

Ähnlich liegen auch die Verhältnisse bei den Städten. Hier machen sich alle wirklichen Verschönerungen bezahlt und zwar in jeder, auch in pekuniärer Hinsicht. Es ist nicht das Pomphafte, das gesucht wird, noch das Gepränge, noch die hohen Mietskasernen, oder viele mittelmäßige Standbilder, sondern eine saubere und heilsame Einfachheit, die Vermeidung von allem Unschönen, eine Stadt, in der alle Gebäude nach harmonischen Vorbildern und Entwürfen gebaut, in der keine Straße ohne belebendes Laubwerk ist, und die Pflanzenwelt mit Gras und Baum, Plätze von wirklicher Schönheit für alle zugänglich sind. Hat erst ein Mensch seine Umgebung von allem Schmutz, vom nutzlosen, prunkhaften Tand befreit, so wird er bald gewahr werden, daß er sich einen gesunden, künstlerischen Geschmack erworben hat; die nächsten Schritte werden ihm leicht fallen.

Die Kunst findet niemals da Boden und Licht zum Leben und Gedeihen, wo das Endziel nur Selbstsucht, Ehrgeiz und Geldgewinn ist und wo das Laster herrscht. An solchen Orten muß sie in dem Gifthauch der Selbstsucht verkommen. Aber da, wo sie ein Heim findet, wo sie aufrichtig willkommen geheißen wird, wirkt sie als erquickender Hauch des Lebens, weil sie ein Ausfluß des Göttlichen im Menschen ist.

Dann kann man sehen, daß der Musenberg und der Musenborn in uns selber liegen, daß die Quellen der Kunst immer wieder auffindbar sind und nie gänzlich verloren gehen können. Eldorado

und Golkonda bleiben stets unser; die Reise zu ihnen ist jedem möglich, der die Seele in seinem eigenen Innern sucht. Und die Insel der Seligen im Westen der Welt? Es möchte scheinen, nachdem man dort ein paar Jahre gelebt hat, als wäre es gar keine Insel, sondern eine Halbinsel, ein hoher Felsenrücken, zwischen dem Stillen Ozean und der Bucht von San Diego; ihr moderner Name ist »Lomaland« — das Land, in welchem das wahre, das frische, reine, einfache und deshalb künstlerische Leben in der Tat gelebt wird, inmitten der Zivilisation des zwanzigsten Jahrhunderts. Eine solche Stätte in ihrer Mitte zu haben, würde für jede Stadt ein stolzer Gewinn sein.

Ein wichtiges Ereignis

Die Zeitung *San Diego Union* bringt unterm 13. November 1911 folgenden Artikel:

NAHEZU VOR FÜNFZEHN JAHREN, am 23. Februar 1897, legte Madame Katherine Tingley den Grundstein zur Schule des Altertums zu Point Loma. Eindrucksvolle Zeremonien wurden hierbei durch die Führerin im Verein mit den Mitgliedern der »Universalen Bruderschaft und Theosophischen Gesellschaft«, die aus allen Teilen der Welt gekommen waren, um der Feier beizuwohnen, veranstaltet. Ein vollständiger Bericht*) erschien seinerzeit in der *San Diego Union* über dieses Ereignis, das schon damals als äußerst wichtig für San Diego erachtet wurde. Der wirkliche Beginn der Bautätigkeit der Schule des Altertums wurde sehnlichst von Tausenden von Mitgliedern der Gesellschaft in der ganzen Welt erwartet, ebenso von einem großen Teil der Öffentlichkeit, welcher an dem Erziehungswerke in Point Loma Interesse nimmt.

Gestern wies eine andere eindrucksvolle Zeremonie auf den Moment des Beginnes der Bauarbeiten hin. Sie bestand aus zwei Hauptteilen. Die Schüler der Theosophie und die Raja Yoga-Zöglinge marschierten, geführt von Madame Tingley, in feierlichem Zug nach dem Griechischen Freilicht-Theater, wo sich der erste Teil der Zeremonien abspielte. Dann zogen alle nach dem Baugrund der Schule des Altertums, am höchsten Teil des Geländes gelegen, wo die Zeremonien ihren Abschluß fanden.

Der Eindruck, den die Feierlichkeiten im Griechischen Theater machten, wird allen, welche das Privilegium hatten, der Feier beizuwohnen, stets im Gedächtnis bleiben. Der größere Teil der Schüler nahm die Mitte des Theaters ein; von ihnen wurden die Fahnen aller Nationen, die im Jahre 1896

*) Siehe auch „Universale Bruderschaft", II. Jahrgang, No. 12.

Madame Tingley während ihres ersten Kreuzzuges um die ganze Welt übergeben wurden, getragen. Die Zöglinge der Raja Yoga-Schule nahmen die Sitze zur rechten und linken ein, die Knaben in kleidsammen Uniformen und die Mädchen in einfachen und geschmacksvollen, weißen Kleidern. Madame Tingley saß in der Mitte auf der untersten Sitzreihe, bei ihr befanden sich die Beamten ihres Kabinetts, die Vorsteherinnen der Internationalen Theosophischen Frauen-Liga und einige der internationalen Vertreter.

Die Feierlichkeiten begannen um elf Uhr mit einer einführenden Ansprache von H. T. Patterson aus New York über die Wichtigkeit des Unternehmens. Hierauf gab Madame Tingley eine Schilderung der bemerkenswerten geschichtlichen Ereignisse, welche mit der von ihr getroffenen Wahl und dem Ankauf des Geländes zusammenhingen. Darauf skizzierte sie in Kürze die umfangreiche, erweiterte Tätigkeit, welche nun durch die Schule des Altertums und deren Zweige in der ganzen Welt ermöglicht werden wird. Interessante, kraftvolle Ansprachen durch Frau A. G. Spalding, Professor Edge, Rev. S. I. Neill und anderen, folgten, worauf zum Schluß passende Sprüche und Abhandlungen aus der Theosophischen Literatur vorgetragen wurden.

Während des Festaktes spielte das Point Loma Orchester einige Stücke. Als Abschluß der Feierlichkeiten im Griechischen Theater wurde ein Festzug gebildet, welcher sich zum Gipfel des Hügels bewegte, wo der Grundriß des ersten Teiles der Schule des Altertums abgesteckt worden war. Dieser ziemlich umfangreiche Teil wird, wie alle von Katherine Tingley entworfenen Bauten, in vollständig neuartigem Baustyl aufgeführt werden. In der Hauptsache soll Beton zum Bau verwendet werden, um dekorative Wirkungen hervorzurufen, sind jedoch seltener Marmor, Onyx und andere schöne Gesteinsarten ausgewählt worden. Alle Besucher Point Loma's drücken unverholen ihre Bewunderung über die Schönheit der provisorischen, zur Zeit benützten Bauten aus; aber man darf sicher erwarten, daß die architektonische Wirkung der Schule des Altertums das bereits Geschaffene weit übersteigen wird.

Während der einfachen, aber eindrucksvollen Aushebungszeremonien spielte die Raja Yoga-Kapelle. Eine interessante Begebenheit fand hierbei statt. Nachdem Madame Tingley den ersten Spatenstich gemacht hatte, kam Herr Joseph Fussell senior, der zur Zeit älteste, im vierundneunzigsten Lebensjahre stehende Schüler der Theosophie, welcher auch seit vielen Jahren Freimaurer ist, an die Reihe.

Es besteht die sichere Aussicht, daß die Arbeiten an den neuen Gebäulichkeiten für die Schule des Altertums einen raschen Fortgang nehmen werden, und daß sie im Wesentlichen zur Zeit der San Diego Ausstellung vollendet sind.

Eros

VON R. W. MACHELL

(Eindrücke, hervorgerufen beim ersten Anblick des Gemäldes von Julius Kronberg, betitelt »Eros«)

ICH BLICKTE IN DIE TIEFEN und sah inmitten der wirbelnden Formen, welche den Abgrund ausfüllten, einen unter ihnen dahinfließenden Feuerstrom, der die einen versengte und zusammenzog, die anderen in seltsame Gebilde verflocht, selbst aber seine eigene, nie vergehende, unersättliche Energie beibehielt. Als ein Ungeheuer, das seine ihm Ergebenen verschlingt, erschien er mir zeitweise in bestimmten, wenn auch schrecklichen Formen. Er bezauberte mich, und als ich länger und intensiver hinblickte, nahm er bestimmtere Formen von eigenartiger, wilder und unheimlicher Schönheit an, die den Beschauer seltsam und mächtig in den Bann der Bewunderung zogen, der das ganze Gemüt verwirrte und die Sinne mit dem eigenartigen Schauder von unbefriedigten, unklaren, dabei aber heftigen Wünschen erfüllte, mit Begierden, schmerzvoll und doch so verlockend, daß das Gemüt, in völliger Vergessenheit von früheren Freuden, nach nichts anderem als dem verzehrenden Kuß dieser wilden Flamme begehrte. Die Form war übermenschlich, aber obschon ich kein Gesicht sah und nicht wußte, mit was ich diese seltsame wilde und doch menschliche Gestalt vergleichen sollte, so hatte es beim ersten Anblick den Anschein, als ob sie ein Teil von mir sei; aber nach einer kurzen Zeit wußte ich, daß sie nur ein Teil von mir war — und kaum das, eher ein Schatten, der dem Licht, das ihn verzehren mußte, entgegenblickte. Ich kämpfte gegen die Faszination an, welche, wie es schien, meine Seele zu verschlingen, mein Gemüt zu versengen und meinen Körper in den brodelnden Schlund eines unsterblichen Feuers einzutauchen versuchte. Und wie ich gegen diesen Einfluß ankämpfte, um ihn von mir fernzuhalten, da erschien es mir, als ob dieses lebendige Feuer Form und Gesichtszüge annahm und zum Bild eines Gottes mit wunderbaren Augen wurde, Augen, die wie die Asche eines hellbrennenden Feuers glühten, mit Stellen, die bald in höchster Glut leuchteten, bald, wenn auch nur für einen Moment, in Dunkelheit versanken, gleich wie ein verdrossenes Gesicht, das von der Wolke eines vorübergehenden Unmuts bedeckt wird. Aber so sonderbar und fesselnd diese Schönheit auch war, sie schien unfähig, sich selbst

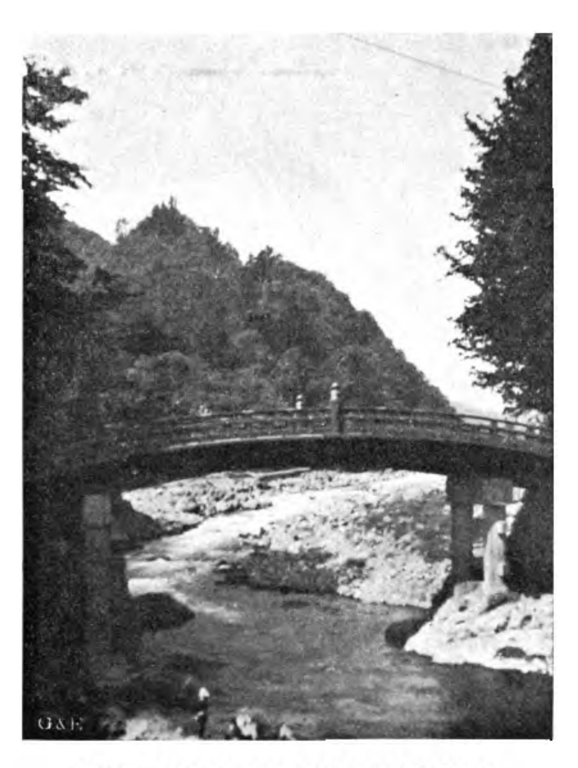
zu bestimmen; es blieb eine Lücke, welche in dem Beschauer ein wildes Verlangen wachrief, das an sich so scharf war, daß es dem höchsten Lustgefühl, vermischt und durchdrungen von unaussprechlichem Schmerz gleichzukommen schien. Dann aber wußte ich, daß das, worauf ich hinstarrte, der Widerschein von einem höheren Ding war, ein *Bild nur* auf den Wogen jenes tiefen Ozeans, auf dem die Welt und alle körperlichen Dinge formlos und ungeschaffen schwimmen, bis das schöpferische Feuer des Eros seine Tiefe durchdringt, alle seine Energien zur Tätigkeit erweckt und sich selbst in dem kochenden Sprudel der Illusion widerspiegelt.

Jeder, der in die Tiefen schaut, wird dieses Bild sehen; solche, die nicht herzhaft genug sind, um in den Tiefen des Seins zu forschen, werden das Feuer in ihren eigenen Adern fühlen und die Gegenwart eines Gottes bejubeln und die Flamme mit ihrer eigenen Substanz nähren; sie werden ihr Leben in Handlungen unheiligen Opferdienstes im Dienste der verzehrenden Feuer der niederen Welten hingeben und den Leidenschaften gehorchen, die so rücksichtslos den Tribut der Selbstzerstörung auf dem Altar der Begierde fordern.

Und von seinem Stand neben dem hohen Throne schaut der Gott der Liebe herab und sieht das verzerrte Bild seiner selbst, das alle quält, täuscht und zerstört, welche dem Zauber seiner alles durchdringenden Magie verfallen; Tränen des Mitleids für die Schmerzen der Menschen fließen schweigend. Er wartet mit göttlicher Geduld auf die Stunde, in der der Mensch sich aus dem langen Traum der Leidenschaft erhebt, seine Augen den Sphären des Lichtes zuwendet und dann wissen wird, daß auch er göttlich ist. Dann wird der Mensch den Gott der Liebe wiedererkennen, der neben dem Throne steht und wird ihn anrufen, um auf den Pfad gewiesen zu werden, auf dem er seine Stellung zurückgewinnen kann, um wieder einmal den Thron seiner Göttlichkeit einzunehmen und im Reiche der Seele, der Seele der ganzen Menschheit sein Herrscheramt auszuüben.



EROS
Nach dem Gemälde von Julius Kronberg



DIE HEILIGE BRÜCKE ZU NIKKO



KAMEIDO TEMPELGARTEN, KYOTO



STRASSE IN NAGASAKI

Erlebtes und Erschautes aus Japan

VON ANNA WICANDER

AUF MEINER kürzlichen Reise um die Welt, bei welcher ich Gelegenheit hatte, verschiedenartige Länder und Rassen zu sehen und bis zu einem gewissen Teile kennen zu lernen, interessierte mich Japan und sein Volk am meisten.

Durch den siegreichen Krieg gegen China, 1894—1895, und gegen Russland, 1904—1905, rückten die Japaner in die ersten Reihen der großen Nationen, und unwillkürlich entstand in mir der Wunsch, dieses Volk näher kennen zu lernen, welches aus einer beinahe vollständigen Abgeschiedenheit von der übrigen Welt mit einem Male, vollständig gerüstet hervortrat, um einen hervorragenden Platz unter den Kulturvölkern einzunehmen.

Meine erste Kenntnis über die Japaner holte ich aus einigen Büchern von Lafcadio Hearn, *Exotica* und *Kokoro*, woraus ich dieses Volk lieben und viele schöne Züge in seinem Charakter schätzen lernte. Es berührte mich daher unangenehm, wenn ich behaupten hörte, daß dieser Verfasser ein Schwärmer sei, welcher die Söhne und Töchter Nippons allzu idealisiert zeichnete, die in Wirklichkeit, weit entfernt, seinen Schilderungen zu entsprechen, schlau und unzuverlässig in Handel und Wandel seien, und deren Kultur nur eine Nachahmung der chinesischen sei. Meine Sympathie für die Japaner war jedoch zu stark, als daß ich das unvorteilhafte, was man hie und da von ihnen hörte, glauben konnte; ich konnte mir nicht denken, daß Lafcadio Hearn, welcher den größten Teil seines Lebens in Japan gewesen und mit einer Japanerin verheirathet war, sich so gründlich getäuscht haben sollte.

Mit großer Freude nahm ich daher die Gelegenheit war, die Japaner in ihrem Heimatlande selbst sehen und kennen zu lernen. Ich will nun hier gleich bemerken, daß die so weit auseinandergehenden Urteile nach meiner Auffassung beide abgeschwächt werden können, so daß ich nach näherer Bekanntschaft mit den Japanern mein ursprüngliches Vertrauen zu ihnen und meine Bewunderung für sie beibehalten konnte.

Was die Europäer den Japanern im allgemeinen vorgeworfen haben, Unmoralität im Geschäft und Unzuverlässigkeit, Klagen, die auch früher einmal berechtigt waren, weichen, wie ich nun vorausschicken will, jetzt der willigen Anerkennung, daß die Japaner von Jahr zu Jahr weniger Grund zur Unzufriedenheit geben.

Man hat den Japaner immer mit dem Chinesen verglichen, und den letzteren, was Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit betrifft, als des ersteren Gegensatz, hervorgehoben, aber unter voller Anerkennung der guten und großen Eigenschaften des Chinesen möchte ich doch sagen, daß ein solcher Vergleich nicht ganz gerecht ist.

Zwei Nationen als Ganzes zu beurteilen, indem man nur eine Klasse derselben — hier die Kaufleute vergleicht — ist natürlicherweise unvollständig und ungerecht, und in diesem Falle um so mehr, als der chinesische Geschäftsmann seit den ältesten Zeiten in hohem Ansehen gestanden hat, der japanische jedoch während der mittelalterlichen Zeit Japans, welche bis zum großen Staatsumsturz 1868 reichte, auf der sozialen Rangskala am tiefsten gestanden und wenig oder gar keine Achtung genossen hat.

Ein »Samurai«, — was dem Ritter- oder Adelstande entspricht — könnte, selbst wenn er arm wäre, sein Brod auf irgend welche Weise verdienen;

er könnte die niedrigsten Arbeiten als Diener für Andere ausführen, ohne seine Ehre zu verlieren; sobald er sich aber auf den Handel legte, würde er sich so tief erniedrigen, daß er ein für alle Mal aus dem Stand der Samurai ausgestoßen wäre.

Als ein schlagender Beweis für die Unzuverlässigkeit der Japaner hat man oft anführen hören, daß sie einander nicht trauen, und daher beispielsweise die Kassierposten bei den Banken mit Chinesen besetzen. Dies habe ich doch als nicht bewiesen und auf vollständig falscher Auffassung beruhend gefunden. Es ist leicht zu sehen, wie diese Annahme entstanden ist. Alle Banken, welche zuerst in Japan eröffnet wurden, waren Filialen von den schon seit längerer Zeit bestehenden englischen, deutschen und französischen Banken Europas; diese setzten bereits eingearbeitete chinesische Kassiere in die neuen Filialen. Rein japanische Banken haben gewiß keine Chinesen an ihren Kassen.

Die Japaner sind ja als Weltkaufleute noch jung und unerfahren; ihre glänzenden Erfolge in dem russisch-japanischen Feldzug stiegen ihnen vielleicht zu Kopfe, so daß sie übermütig und rücksichtslos wurden; aber es ist nun, wie schon bemerkt, eine Reaktion eingetreten, sie haben gelernt, daß ein bleibender Erfolg im Geschäft niemals gewonnen werden kann, wenn er nicht auf vollkommen rechtschaffenen Prinzipien beruht.

Ich dagegen habe eine gute Auffassung von der japanischen Nation insgesamt erhalten, und habe gefunden, daß sie in vielen Fällen sogar über den Abendländern steht.

Ich hatte meine Reise so eingerichtet, daß ich zu der Zeit der Kirschenblüte nach Japan kommen mußte, und als ich Yokohama erreichte, standen die Kirschbäume in schönstem Schmucke. Ein Bekannter, welcher in Japan seinen Wohnsitz hat, nahm mich schon am ersten Tag mit nach Tokio, eine Stunde Eisenbahnfahrt von Yokohama, um mir die Blütenpracht, welche dort besonders herrlich ist, zu zeigen. Wir fuhren hier nun in mehreren Tempelgärten und Parks umher und lustwandelten unter den blühenden Bäumen. Es war Nachmittag, die Sonnenstrahlen, welche schräg auf die Blütenzweige fielen, riefen einen wunderbaren, rosigen Schimmer hervor. Es war erfreuend, die Tausende von Menschen zu sehen, welche fröhlich plaudernd aneinander vorübergingen oder in Gruppen beisammen standen; die bunten Trachten der Kinder und jungen Mädchen erhöhten das schöne Farbenspiel. Man hörte keinerlei Lärm, kein Schreien, auch keine Musik; es schien, daß alle sich begnügten, gänzlich in der Freude über die Schönheit der Natur und über den sich nahenden Frühling aufzugehen. Bei einigen späteren Gelegenheiten war ich auch Zeuge lauterer Freude, die aber niemals ausartete.

Wenn die Kirschbäume ihre Blüten öffnen, feiert das ganze Volk, es ist in Feststimmung; eine Art Karneval mit Verkleidung und Festzug findet statt. Da macht sich der sonst so fleißige Japaner los und begibt sich mit den Seinen ins Freie. Die Kinder lernen, von früh auf die Natur zu lieben, und diese Liebe wird durchs ganze Leben bewahrt. Man erzählte mir, daß, wenn der Japaner sein Haus baut, so spart er, wenn nötig, lieber an der Einrichtung, damit er einen, wenn auch noch so kleinen Garten erhält, und der ärmste Kuli opfert gerne einen kleinen Teil seines sauer verdienten Tagelohnes, um sich eine Blume zu kaufen. Blumen sind für den Japaner nicht nur ein Schmuck, sondern ein Lebensbedürfnis.

Ein reicher Mann in Yokohama, Mr. Hara, der einen, an dem Meerbusen gelegenen, großen, schönen Garten, oder vielmehr Park, besitzt, öffnet denselben während der Zeit der Kirschblüte für das Publikum. In Grün eingebettet und reizvoll gelegen, findet

man da kleine Tempel, Häuser und Pavillons, alle unverschlossen, obgleich sie Kunstwerke und Schmuckgegenstände von hohem Werte enthalten. Da ich keine Wächter oder Aufseher sah, fragte ich Mr. Nomura, meinen Führer, einen guten Freund des Gartenbesitzers, ob die Besucher das ihnen auf diese Weise gezeigte Vertrauen nicht durch Diebstahl oder Beschädigung mißbrauchten, worauf er, ganz verwundert über die Frage, antwortete, daß so etwas niemals vorgekommen sei. Unter den Scharen, die man hier sah, hatte jedenfalls keiner ein anderes Gefühl, als dankbar genießen und bewundern zu dürfen.

Ehe Japan im Jahre 1859 dem Abendlande eröffnet wurde, war es jedem Japaner zwei Jahrhunderte lang, der Politik des berühmten Shogunen Jyemitsus gemäß, bei Todesstrafe verboten, das Land zu verlassen. Auf solche Weise abgeschieden, war er in vollständiger Unwissenheit über das, was sich in den übrigen Teilen der Welt zutrug. Als nun die abendländische Kultur über Japan strömte, fand man sich in Vielem zurückgeblieben. Um der Zukunft des Landes und um des Bestandes der Nation willen galt es nun, die neuen Verhältnisse zu studieren, sich wo möglich die Erfahrungen des Abendlandes auf allen Gebieten zu Nutze zu machen. Auf das Gebot des Mikado hin wurden Tausende Japaner nach allen Teilen Europas und Amerikas gesandt. Aber selbst die, welche im Lande blieben, waren nicht untätig; die ganze Nation wurde und wird noch von einer kolossalen Wißbegierde beherrscht. Von einem kleinen, recht deutlichen Beweise dafür war ich selbst Zeuge. Während unseres Aufenthaltes in Kobe sah ich eines Tages auf der Straße ein kleines niedriges Holzdach, unter dem einige Bänke rund um eine Kohlenpfanne gestellt waren; es war ein Zufluchtsort für Rickshaw-Kulis, wo sie sich wärmen konnten, wenn sie nicht in Anspruch genommen waren. Als ich näher kam, entdeckte ich auf einer der Bänke ein paar Bücher, nahm sie auf und sah, daß es englisch-japanische Elementarbücher mit Illustrationen waren. Nun näherten sich ein paar Kulis, und einer von ihnen beantwortete meine Frage, daß sie in ihren Freistunden englisch lernten. Als ich auf einige der Bilder deutete, sagten sie die entsprechenden englischen Ausdrücke richtig und mit guter Aussprache. Am gleichen Tage sah ich einen jungen Mann, der wie ein Student aussah; er saß mit einigen Kulis zusammen und schrieb ihnen lateinische Buchstaben vor. Aus eigener Erfahrung weiß ich und habe es auch von Andern gehört, daß junge Leute, gewöhnlich Studenten, Fremden ihre Dienste als Führer anbieten, oder darum bitten, ihnen Gesellschaft leisten zu dürfen, um Gelegenheit zu haben, eine europäische Sprache zu sprechen und etwas über fremde Länder und Völker zu lernen. Aber so etwas geschieht auch manchmal aus reiner Freundlichkeit, weil es in der Natur des Japaners liegt, hilfreich zu sein; dazu kommt noch, daß es der Mikado seinen Untertanen als patriotische Pflicht auferlegt, entgegenkommend zu sein und den Fremden beizustehen, und man muß anerkennen, daß das Volk in diesem Falle — wie in Allem — sich nach diesem Gebote richtet. Von hoch und niedrig wird man wie ein willkommener Gast behandelt, niemals jedoch in auf- oder zudringlicher Weise, sondern mit einem natürlichen Taktgefühl. Nach so artigen und wirklich hilfreichen Post-, Telegraphen- oder Eisenbahnbediensteten wie sie Japan aufweist, kann man in Europa suchen.

Ein in Japan wohnender Landsmann, welcher weit in das Land hinein Fußwanderungen und lange Fahrten auf Landwegen und in Gebirgsgegenden gemacht hat, versicherte — und dies bekräftigten auch andere Europäer —

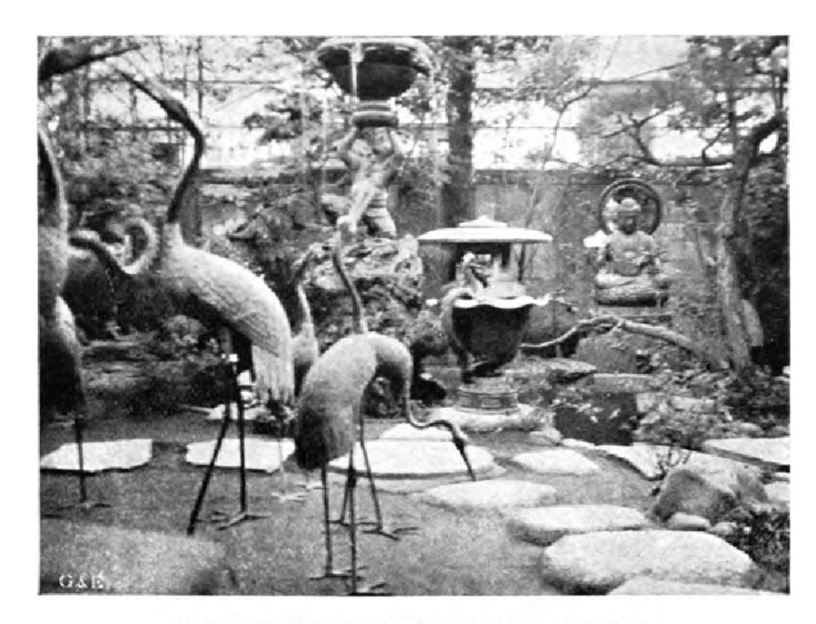
daß man mit vollem Vertrauen und in voller Sicherheit sich unter das Volk begeben, in irgend einem Hause Nachtquartier nehmen und dabei sicher sein kann, mit dem größten Wohlwollen behandelt zu werden.

Auf der Reise zwischen Wladivostock und Japan traf ich einen ungefähr dreißigjährigen Japaner, Mr. Yaso Noguchi, welcher eben mit der sibirischen Eisenbahn von Europa zurückgekommen war, wo er die meisten Hauptstädte, unter anderm auch Stockholm, besucht hatte. Es war ein höherer Bankbeamter von Tokio, welcher umherreiste, um neue Geschäftsverbindungen anzuknüpfen. In Tracht und allem Äußeren war er vollkommen europäisiert, sonst aber durchaus Japaner. Er sprach ausgezeichnet englisch, denn er hatte ja auch Lafcadio Hearn zum Lehrer gehabt, von welchem er mit großer Bewunderung und Dankbarkeit sprach, des Nutzens willen, welchen Japan von dessen Wirksamkeit als Lehrer und Schriftsteller gehabt hatte.

Als von dem russisch-japanischen Kriege die Rede war, während welchem die Japaner einen Heldenmut und eine Todesverachtung zeigten, welche die Bewunderung und Verwunderung der ganzen Welt hervorgerufen hatte, fragte ich, ob sich dies möglicherweise von der religiösen Auffassung der Japaner über die Wiedergeburt oder über den Lohn nach dem Tode herschriebe; Mr. Noguchi antwortete darauf, daß ihre Hauptreligion — Shinto — eigentlich darin besteht, die Vorfahren zu ehren und ihnen Dankbarkeit zu erweisen, und da jeder einzelne seine ihm im Tode voran Gegangenen am besten ehrt, wenn er ein derartiges Leben der Pflichterfüllung und Selbstlosigkeit lebt, daß auch er seinerseits von seinen Nachkommen mit Liebe und Stolz ewähnt werden kann, so wird jeder Japaner zur strengsten Pflichterfüllung erzogen. Aber von allen Pflichten ist die Pflicht gegen das Vaterland die höchste und heiligste, und wenn der Mikado im Namen des Vaterlandes ein Opfer begehrt, sei es was es auch mag — Leben oder Eigentum — so wird das Opfer freudig und ohne das geringste Zaudern gebracht. Für die jungen Krieger, die nach Russland gingen, gab es nur zwei Möglichkeiten — zu siegen oder zu sterben; geschlagen wiederzukommen, daran war nicht zu denken. Jeder fühlte die Verantwortung und tat seine Pflicht bis zum Äußersten.

Mr. Noguchi erzählte weiter, daß er, als der älteste Sohn einer Witwe, seine Mutter nicht verlassen durfte, um in den Krieg zu ziehen, sein jüngerer Bruder, 24 Jahre alt, fiel jedoch bei Port Arthur bei der Erstürmung der 203 m hohen Hänge. Auf meine Frage, wie seine Mutter die Nachricht von dem Tode des Sohnes aufgenommen hatte, erzählte Mr. Noguchi, daß sie ihre Trauer keinem Menschen zeigte, sondern nur äußerte, daß sie den Sohn so gerne noch gesehen hätte, ehe er in den Kampf gegangen war, doch nun wäre sie froh, daß er einen ehrenvollen Tod für das Vaterland erlitten. Dies erinnert an das alte Sparta und an seine starken und patriotischen Männer und Frauen, aber in unseren Tagen stehen doch die Japaner in ihrem Opfermute für ihr Land einzig da.

Dies ist nicht nur der Fall, wenn es des Landes Verteidigung und dessen Machtstellung gegen andere Staaten betrifft, sondern auch bei der Frage der inneren Entwicklung und dem Fortschritt des Landes auf verschiedenen Gebieten. Außerordentlich viel geschieht daher z. B. für die Volkserziehung. Ganz besonderes Gewicht legen die Japaner auf die Erziehung der Frauen. Mr. Nomura gab mir Gelegenheit, eine ganz einzig dastehende Erziehungsanstalt für Mädchen — Japan Women's University — in Tokio zu besichtigen. Diese Schule existiert seit zehn Jahren, ihr Gründer



EIN TYPISCHER JAPANISCHER GARTEN



KAMEIDO TEMPELGARTEN, KYOTO




FISCHHÄNDLER



EINE FRAU MIT TRANSPORTPFERD



EINE JUNGE MUTTER



JAPANISCHE KINDER

und jetziger »Präsident« Mr. Jinzo Naruse, wurde von allem Anfang an und wird noch immer auf die tatkräftigste Weise von den höchststehenden Männern und Frauen der Nation unterstützt, die dieser Arbeit mit warmem Interesse folgen, überzeugt davon, daß der Einfluß der Frauen der Mittelpunkt in dem Leben einer Nation und die Wurzel für dessen Gesundheit und Stärke ist.

In Übereinstimmung mit dieser Überzeugung werden daher die jungen Mädchen zuerst als selbständige und selbstverantwortliche Einzelwesen, nicht nur zu einer Art Arbeitsmaschinen oder zu bloßen Anhängseln des Mannes erzogen, weiter werden sie angehalten, pflichtgetreue Gattinnen und kluge Mütter zu werden, damit sie schließlich gänzlich fühlen und verstehen, daß das Eintreten der Frau für das Erhöhen und Bewahren der Heiligkeit und Reinheit des Familienlebens im engsten Zusammenhange mit dem Erfolge und Glücke einer Nation steht.

Es würde den Rahmen dieser Schilderung übersteigen, von den vielen neuen und interessanten Ideen, denen ich in Japan begegnete, zu erzählen. Der Haupteindruck war, daß die Schule über alledem steht, was in der Art in Schweden und im Abendlande gefunden wird, und daß die Prinzipien der Erziehung dem theosophischen Raja Yoga-System recht nahe stehen, so wie sie in den Schulen von Frau Tingley auf Point Loma und auf Kuba angewendet werden. Etwas möchte ich doch noch erwähnen: in dem Stundenplan der japanischen Schulen steht Religion nicht, dagegen praktische Moral und Ethik.

Die Studien werden nicht aus Ehrgeiz betrieben, oder um die jungen Mädchen durch Ablegung von Examen zu berechtigen, in dem Wettkampfe mit den Männern gewisse Ämter zu erhalten, sondern der Hauptgrund und der Geist, mit welchem die Arbeit geleitet wird, geht darauf hinaus, durch Erwerben von Kenntnissen den Charakter der Frau, ihre Tugenden und ihre Fähigkeiten zu entwickeln und dadurch das Heim in einem solchen Grade zu erhöhen, daß es auch andern Völkern zum Vorbild dienen könne, womit zum Wohle der ganzen menschlichen Familie beigetragen wird.

Und dieses, man kann sagen, sehr hohe Ziel müssen die Japaner tatsächlich ihren Bestrebungen unterlegen, wie man nach der ausgezeichneten Weise ihrer Kindererziehung urteilen kann, denn es war mir sehr auffällig, wie artig, freundlich und gehorsam sich die Kinder aus allen Schichten der Gesellschaft sowohl unter sich, als auch gegen Erwachsene benahmen. Während der Zeit, die ich in verschiedenen Orten des Landes zubrachte, wobei ich unzählige Kinder auf der Straße und auf Spielplätzen gesehen habe, hörte ich sie niemals, so unglaublich es erscheinen mag, schreien, sah ich sie niemals sich prügeln, fand ich niemals irgend welche Ungehorsamkeit; aber ich fand auch nie, daß die Mütter oder Pflegerinnen die Kinder anders als mit der größten Freundlichkeit oder Zärtlichkeit anredeten. Schon ohne pädagogische Studien, rein intuitiv, versteht die Japanerin, im Gegensatze zu den meisten ihrer abendländischen Schwestern, daß ein gutes Beispiel und Freundlichkeit zu besseren Resultaten führt, als Schläge und Scheltworte. Sie besitzt die Selbstbeherrschung und jenes Gleichgewicht des Gemütes, welches unseren nervösen Frauen fehlt, die oft zu viele andere Interessen pflegen, um Geduld und Zeit für ihre Kinder übrig zu haben. In Japan besitzen die Kinder in höherem Grade als anderswo das Hauptinteresse der Eltern, und Väter und Mütter strahlen, wenn man ihre Kleinen bewundert. Diese Liebe hat etwas Rührendes, sogar in der Art der Kleidung. Die Mutter wählt dunkle Farben für sich, schmückt aber das

Kind und das junge Mädchen mit schöner, farbenreicher Tracht.

Aber nun wird diese Liebe auch auf die schönste Weise von den Kindern erwidert, nicht nur solange sie klein sind und der Hilfe und Pflege der Eltern bedürfen, sondern auch wenn sie Männer und Frauen geworden sind. Einer der schönsten Züge des japanischen Volkes ist gerade die Ehrerbietung für das Alter. Ich hatte mehrere Male Gelegenheit, junge Männer zu sehen, die aussahen, als ob sie es für die größte Freude und den größten Vorzug in der Welt betrachteten, einer alten Frau oder einem alten Manne die hohen Tempeltreppen hinaufzuhelfen, oder beim Ein- und Aussteigen in die Straßenbahn oder in das Eisenbahnabteil behilflich zu sein.

Und die Alten, die sich auf diese Weise gehegt und gepflegt sehen, haben einen Ausdruck der Ruhe und Güte an sich; das Alter macht sie nicht häßlich und abschreckend; im Gegenteil, man sieht oft schöne, alte Gesichter, welche von einem langen Leben, voll von guten Handlungen und reinen Gedanken erzählen.

Typen, welche bei uns oft vorkommen, auf welchen Unmäßigkeit, Leidenschaft und Laster ihren Stempel gesetzt haben, findet man in Japan nicht, denn der Japaner ist selbstbeherrscht und in jeder Hinsicht mäßig, er setzt großen Wert auf einen gesunden und starken Körper, den er auch auf das sorgfältigste pflegt. Alkoholiker kommen in Japan nicht vor; damit zusammenhängend, will ich erwähnen, daß die japanische Sprache keine Scheltworte und Flüche enthält.

Die Reinlichkeit ist eine stark hervortretende und besonders angenehme Eigenschaft bei den Japanern. Man hat behauptet, daß ein japanischer Volkshaufen gut riecht; dies ist buchstäblich wahr. Ich bin an warmen Sommertagen lange Strecken in überfüllten Straßenbahnen gefahren und bin niemals einer unbehaglichen Ausdünstung von Mitpassagieren, die hauptsächlich der Arbeiterklasse angehörten, ausgesetzt gewesen. Es ist im Gegenteil eine Tatsache, daß von den Kleidern der Japaner ein schwacher Duft irgend eines wohlriechenden Krautes ausgeht, welches sie bei sich tragen oder in ihren Kleiderschränken bewahren.

Ehe man in ein japanisches Haus oder selbst in einen Laden eintreten darf, muß man seine Schuhe abnehmen oder etwas in Bereitschaft stehendes darüber ziehen. Der Japaner selbst betritt sein Haus niemals, ohne die Schuhe zu wechseln, um keinen Straßenschmutz hineinzutragen, und sein Haus ist das staubfreieste und best gelüftete, das man sich denken kann.

Ehe ich nach Japan kam, hielt ich es für Übertreibung, wenn behauptet wurde, daß jeder Japaner täglich warm badet, aber nun weiß ich, daß es sich wirklich so verhält — das Bad ist für den Japaner ebenso unentbehrlich, wie für uns das Gesicht- und Händewaschen. In den Familien, die sich nicht mehr als einmaliges heißes Wasser verschaffen können, baden die Mitglieder nach einander in dem gleichen Wasser — aber erst, nachdem sie sich ordentlich gewaschen und abgespült haben, steigen sie in das sehr heiße Bad, welches der Japaner für besonders erquickend hält. Ein schwedischer Sportsmann erzählte, daß die Rickshaw-Kulis, die er manchmal bei langen Fahrten braucht, wenn nötig, von morgens bis abends laufen können, wenn sie im Laufe des Tages nur solange rasten dürfen, um ein warmes Bad zu nehmen, wozu überall Gelegenheit gegeben ist. Bezeichnend ist, daß in dem japanischen Hotel das Bad nie extra berechnet wird.

Verschiedene Arten Sport, sowohl alte, einheimische, wie Boxen und Fechten, als auch abendländische, werden von allen Gesellschaftsklassen

mit großem Eifer betrieben, weshalb auch die männliche Jugend starke und wohlgebildete Körper hat. Auch Turnen für Mädchen und Freiluftspiele sind in den letzten Jahren eingeführt worden. Lafcadio Hearn sagt an einer Stelle, daß der Japaner die best gebildeten Füße aller Völker besitzt, und ich möchte hinzufügen, daß er auch die am besten geformten und best gepflegten Hände hat. Es ist mir besonders aufgefallen, daß alle, hoch wie niedrig stehende, die Hände auf eine Art bewegen und anwenden, die auf alte Kultur hinweist. Es sind diese feinen Werkzeuge, die den hoch entwickelten Kunstfleiß ermöglichen, dessen außerordentlich schöne Werke in Elfenbein, Gold, Silber, Bronze, Perlmutter, Lackwaren und so weiter, große Bewunderung erwecken. Ganz wunderbar sind die einzelnen Kunstwerke von Japans alten berühmten Meistern, die man zuweilen in Museen und in privaten Sammlungen antrifft, und für welche die Künstler Jahre ihres Lebens geopfert haben. Aber die Japaner arbeiten auch nicht für Geld oder aus Ehrgeiz — sie signieren ihre Arbeiten nicht einmal — sondern nur aus Befriedigung, sich mit dem Schönen zu beschäftigen, und um etwas Großes, als Beispiel und zur Freude für Andere ausführen zu können.

Der japanische Künstler unserer Tage sucht ja auch den Spuren der Alten zu folgen; aber die Zeiten haben sich verändert und stellen andere Forderungen, die ihn hindern, so voll in seiner Kunst aufzugehen, wie dies früher möglich war.

Der Japaner ist nicht geldgierig, strebt nicht nach Reichtum als solchem und hat für eigene Rechnung keine Anwendung dafür. Er kennt keinen Luxus und hat in keiner Form Gebrauch dafür, er ist in allem einfach. Aber jetzt werden von größeren Kaufleuten, Bankiers und Industriellen ansehnliche Vermögen verdient. Wozu wenden diese dann ihre Mittel an? Eine ehrenwerte und mit Japan und dessen Anschauungen vertraute Person sagte mir, daß diese reichen Männer alle gerne bereit sind, ihre Reichtümer auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen; so soll dieOpferwilligkeit während des russisch-japanischen Krieges großartig gewesen sein.

Was ich nun von den Japanern erzählt habe, ist meine individuelle Auffassung, teils auf dem begründet, was ich bei der persönlichen Berührung mit ihnen selbst gesehen, gehört und beobachtet habe, teils auf dem, was ich von den in Japan wohnenden Europäern und Amerikanern und gleicherweise von den Einwohnern des Landes hörte. Will man gerecht sein, so kann man nicht anders, als den Japanern Sympathie entgegen zu bringen, denn man fühlt unwillkürlich, daß sie ein im Grunde reines und unverdorbenes Volk sind, das mit Kraft, Intelligenz und Selbstkritik an seiner Entwicklung arbeitet. Es ist von autoritativer Seite gesagt worden, daß die Bewunderung und Überraschung, welche dieses Volk während der verflossenen zwanzig Jahre bei der übrigen Welt hervorgerufen hat, ganz gewiß in den zwanzig kommenden Jahren noch zunehmen werden wird.

Der Mensch der Eiszeit und anthropologische Missdeutungen

VON PROFESSOR H. T. EDGE

DAS ALTERTUM der Menschheit und die Zugeständnisse, welche Anthropologen in dieser Hinsicht zu machen geneigt sind, ist in theosophischen Schriften häufig besprochen worden. Ein weiteres Beispiel hierüber bieten einige kürzliche Ausführungen Dr. Keith's in den *Illustrated London News*, worin unter anderem gesagt wird:

Jemand, dem es darauf ankommt, etwas über seinen Stammbaum zu erfahren, wird, wenn richtige Nachforschungen angestellt werden, finden, daß seine entfernten Vorfahren unendlich viel älter und achtungswerter sind, als er früher anzunehmen gewohnt war. Es tritt mehr und mehr zu Tage, daß diese Annahme bezüglich des modernen Menschen die richtigere ist. Die Entdeckung in Galley Hill zeigte, daß unser moderner Typus in England existierte, bald nachdem die Eiszeit-Periode vorüber war — also vor einer Zeitspanne von mehreren hunderttausenden von Jahren. Der Eiszeitmensch ist viel älter.

Bezüglich des Heidelberg-Menschen sagt er:

Zu einer solch frühen Periode — eine Periode, welche das Zeitalter des Galley Hill Menschen zu einem verhältnismäßig jungen macht — erwarteten wir, nach Darwin'scher Theorie, den Menschen in einem Übergangsstadium anzutreffen, als einen Menschenaffen oder Affenmenschen — einen Pithecanthropus. . . . Wenn jedoch sein Schädel, seine Zähne und die Knochen seines Körpers einem sorgfältigen Studium unterworfen werden, so wird es sehr offenkundig, daß am Neandertal-Typus des Menschen wenig mehr vom Affen war, als an seinem modernen Repräsentanten. . . . Nach der Tiefe und Natur der Gesteinsschichten kann man ziemlich sicher auf das außerordentlich hohe Alter der Neandertal-Rasse schließen. Schicht um Schicht ist durch fließendes, frisches Wasser bloßgelegt worden, bis zur Grundschicht, in welche der Heidelberg-Mensch eingebettet war, 87 Fuß unter der Oberfläche. Für die Beurteilung des Alters der Grundschicht haben wir bis jetzt noch keinen genauen Maßstab, aber nicht viele Geologen würden ihr eine Periode von weniger als 500 000 Jahre zuschreiben; die meisten würden eine höhere Zahl nennen.

Es ist also augenscheinlich, daß der moderne Mensch nicht nur von großem Alter ist, sondern daß die früheren Stadien der menschlichen Evolution durch eine weit frühere Periode in der Geschichte der Erde hindurchgegangen sind, als wir uns früher vorstellten. Es muß auch im Gedächtnis behalten werden, daß sich die Eiszeit-Periode über Hunderttausende von Jahren erstreckte; soweit wir wissen, bestand der Neandertal-Typus diese ganze Zeit hindurch in Europa.

Man wird bemerken, daß der Verfasser der Idee zuneigt, daß der Mensch tatsächlich durch die angenommenen Entwicklungsstadien vom Tier zum Menschen hindurchging; aber er ist gezwungen, diese Zeit unendlich viel weiter zurückzusetzen. Angenommen, daß überhaupt irgendwelche bemerkenswerte Höherentwicklung während der 500 000 Jahre — der zugeschriebenen Minimalzeitdauer — stattgefunden hat, wie oft müssen wir diese Zeitspanne multiplizieren, damit sie den Erfordernissen der Theorie Genüge leistet? Aber es ist mehr als zweifelhaft, ob wir überhaupt irgendeine derartige Entwicklung annehmen dürfen, wie die folgende Erwägung zeigen wird. Und das bringt uns zu einem sehr wichtigen Punkt.

In einer der eben angeführten Stellen wurde eine Auslassung gemacht und durch Punkte dargestellt. Der Verfasser sagte, daß wir, nach der Darwin'schen Theorie, den Heidelberg-Menschen als einen Halbaffen erwartet haben würden. Er fährt wie folgt fort:

> Jener Begriff hat den Künstler beherrscht, wenn er die Form des Eiszeit-Europäers oder, um einen genaueren geologischen Ausdruck zu gebrauchen, den Pleistocen-Menschen darzustellen suchte. Etwas über zwei Jahre ist es her, als in diesem Blatte eine graphische Rekonstruktion des Menschen erschien, welcher damals gerade in La Chapelle aux Saints entdeckt wurde. Der Anthropologe und der Künstler haben in ihrer Darstellung dem Mund, den Zähnen, der Nase — in der Tat dem ganzen unteren Teil des Gesichtes — eine große Ähnlichkeit mit den gleichen Teilen des Gorilla gegeben. Seine Haltung, Stellung, seine Füße, Beine, Arme und Haut zeichneten sie zum großen Teil dem gleichen Tier nach.

Hierauf folgt die Stelle, welche wir angeführt haben — nämlich, daß wir, wenn der Schädel einer sorgfältigen Prüfung unterworfen wird, finden, daß der erwähnte Mensch praktisch der gleiche wie der moderne Mensch war.

Nun, was soll man hierzu sagen? Das Gelindeste, was gesagt werden kann, ist, daß die Übeltäter selbst die Opfer ihres Irrtums waren, daß sie sich selbst täuschten, aber nicht absichtlich andere täuschen wollten. Aber was auch immer das Motiv war, es lief darauf hinaus, daß das Publikum irregeführt wurde. Wir ersehen, daß nicht alles, was sich als Wissenschaft ausgibt, als solche genommen werden darf. Müssen wir nicht, um diese Künstler und Anthropologen von dem oben angedeuteten Verdacht zu reinigen, an ihrem Scharfsinn zweifeln? Auf alle Fälle wird ihnen Zuverlässigkeit abgesprochen werden. Der Fall liegt also folgendermaßen: Sie nahmen einige alte, menschliche Überreste her, rekonstruierten

dieselben in die Form eines Affen und stellten dies der Welt als wissenschaftliche Darstellung der Wahrheit vor, als eine Bestätigung ihrer Theorie. Dann kommt ein anderer Anthropologe und macht seine eigene Rekonstruktion, auf Grund welcher er behauptet — und, wie man annehmen muß, auch beweist — daß die erste Rekonstruktion ein Trugbild war, die gemacht wurde, um eine Theorie zu stützen, welche aber in Wirklichkeit sie nicht zu stützen vermag. Die Bilder, welche den Artikel begleiten, erläuterten diese Behauptung zur Genüge. Die erste Rekonstruktion zeigt ein Geschöpf, das jeder für einen ausgebildeten Gorilla halten würde. Nebenan steht ein Bild, das die andere Seite des Falles zeigt. Der Umriß eines Schädels des »modernen Menschen, der vor einer halben Million Jahre lebte« ist zeichnerisch wiedergegeben und rundherum sind die Gesichtszüge angedeutet, wie sie sein würden, wenn der Schädel mit Fleisch und Haut bekleidet wäre. Das Resultat ist dann ein gewöhnlicher Durchschnittstypus des Menschen, wie er in zahllosen Exemplaren auf der Straße angetroffen werden kann; sodann folgt daraus, daß wir auf der Straße auch viele Typen vorfinden können, die weit niedriger stehen und weit affenähnlicher sind, als dieser rekonstruierte Mensch.

Die Theorie, daß der Mensch der alten Zeit affenähnlicher als der moderne Mensch war, fällt somit in nichts zusammen. Alles, was zu ihrer Bekräftigung angeführt werden kann, wird von einem hervorragenden Anthropologen als durchsichtige Täuschung nachgewiesen. Die natürliche Folgerung ist, daß die ganze Theorie auf einer vollständig falschen Basis stehen muß und daß der Mensch überhaupt nicht von einem Affenvorfahren abstammt. Wie häufig in der Literatur der »Universalen Bruderschaft und Theosophischen Gesellschaft« erwähnt wurde, fangen die Anthropologen jetzt selbst an, die Erklärung H. P. Blavatsky's zu bestätigen, nämlich, daß die anthropoiden Affen eine degenerierte Seitenlinie der früheren Menschheit darstellen. Denn bei diesem Tier deutet alles darauf hin, daß es eher ein Erzeugnis der Entartung, als der Entwicklung ist; die Menschen, welche den Affen am nächsten kommen, sind solche, welche degeneriert sind. Da wir unter uns heutzutage Menschentypen haben, die weit mehr degeneriert sind, als die alten gefundenen Überreste vermuten lassen, so ist es ebenso unrichtig, die Menschheit der Vergangenheit nach jenen Funden zu beurteilen, als wenn man die gegenwärtige Menschheit nach ihren jetzigen degenerierten

Mitgliedern beurteilen wollte. Wo sich menschliche Knochen zufälligerweise eine solch lange Zeitdauer erhalten haben, liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß sie irgend einem versprengten und unbegrabenen Wanderer angehörten und keinesfalls den Typus seiner Periode darstellen. Wir dürfen über die Kultur einer vergangenen Menschheit auf Grund solcher Beweise kein Urteil fällen.

Eine weitere Betrachtung der vorhin erwähnten Zeichnungen zeigt, daß tatsächlich alles von der Art der Rekonstruktion abhängt. Die eine »ingeniöse wissenschaftliche Rekonstruktion« stellt den Menschen vor 200000 Jahren als nackt, mit herunterhängendem anklebendem Haar, gerade als ob er soeben aus einem ziemlich schmutzigen Seebade herausgekommen wäre, dar. Wir wollen nicht behaupten, daß der Mensch in diesem Zustand elegant aussieht, aber wir sagen, daß ein Herr Oberbürgermeister mit seinem Stab von Räten nicht ein Jota besser, sondern eher noch ein gut Teil unvorteilhafter aussehen würden, wenn sie gezwungen würden, sich unter gleich ungünstigen Umständen zu zeigen. Aber, man nehme diesen Menschen von vor 200000 Jahren und lasse ihn sich abtrocknen, anziehen und vom Friseur behandeln. Und dann wird er sich als ein durchaus achtbarer Bürger vorstellen, wie man ihn sich nicht besser wünschen kann. Und dies könnte gerade so gut mit Hilfe eines Zeichenstiftes und durch Pinsel und Farbe, als mit dem wirklichen Menschen geschehen. Man wird bei dieser Gelegenheit an einen Artikel erinnert, der vor einigen Jahren in einer Zeitschrift erschien und der die Resultate darlegte, welche ein Mann erzielte, der in Portraitierungskunst experimentierte, und die Alten in moderne Gewänder und die Modernen in antike Gewänder kleidete. Julius Cäsar war ein moderner Feldmarschall mit Federbuschhelm, Philipp II. von Spanien ein Bankdirektor mit Zylinderhut, und so weiter. Jeder Künstler und Schauspieler kennt die Möglichkeiten der äußeren Aufmachung. Wir fragen nocheinmal, ist es richtig, einen nackten Menschen der Vorzeit mit einem geschniegelten und gebügelten Menschen der Jetztzeit zu vergleichen? Ist es gerecht, seinen Schädel mit hervortretenden Lippen zu bekleiden, seinen Körper mit Haaren zu bedecken und ihn als gebückt oder kriechend darzustellen, wenn alles dies geradesogut mit irgend einem modernen Schädel der gleichen Form gemacht werden kann?

Dies soll genügen, um die Affentheorie zu kennzeichnen, eine Theorie, die von den Anthropologen selbst zu Staub verwandelt wird. Man

kann mit Sicherheit voraussagen, daß diese Theorie kein hohes Lebensalter erreichen wird und höchstens in ein Museum schauerlicher Kuriositäten paßt. Der Mensch hat auf Erden viele Zeitalter hindurch existiert, die mit derselben Skala gemessen werden können, welche die Geologen bei der Abschätzung des Alters der Schichten benützen. Er hat in vielen Typen, in aufsteigenden und verfallenden existiert, da diese beiden Zustände in der Vergangenheit gleichzeitig nebeneinander bestanden, ebenso wie dies in der Gegenwart der Fall ist. Er ist immer zwei Richtungen unterworfen gewesen — der Höherentwicklung und dem Rückschritt. Die wahre Lehre inbezug auf die Evolution des Menschen, seine Beziehung zur Tierwelt, seine göttliche Abstammung, die verschiedenen Menschheiten, welche auf diesem Globus existiert haben, alles dies kann in der *Geheimlehre* gefunden werden.

Astral-Mythologie

Von W. A.

Wohl keiner, der den rapiden Fortschritt der wissenschaftlichen Forschung mit offenen Augen verfolgt, wird sich der nüchternen Erkenntnis verschließen können, daß der Ausspruch H. P. Blavatsky's: „Der Tag des Herrschens über Menschen mit Dogmen hat sein Zwielicht erreicht", täglich wachsende Bestätigung findet. Ein neuer Zyklus ist heraufgedämmert. Vor der heraufsteigenden Sonne einer höheren Erkenntnis müssen die Nebelschwaden des verknöcherten Dogmatismus und der abergläubigen Orthodoxie zurückweichen und der freien Forschung, dem kritischen Denken Platz machen. Der immer schärfer werdende Kampf auf sozialem Gebiete stellt überdies außergewöhnliche Anforderungen an die Entwicklung der Intelligenz des Einzelnen. Wer dem »blinden Glauben« anhängt, darf sich nicht verwundern, wenn er von Anderen als »intellektuell inferior« betrachtet und demgemäß behandelt wird. Wer in dem allgemeinen, geistigen Vorwärtsdrängen stehen bleibt und auf Vergangenes zurückblickt, der teilt am Ende das Schicksal von Lot's Weib — er geht unter. Weil er sich dem ehernen Gesetz der Höherentwicklung alles Seienden, bewußt oder unbewußt, entgegenstellt.

Der Kampf des Lichtes gegen die organisierten Mächte der Finsternis ist in eine neue Phase eingetreten, welch letztere sich von der vorhergehenden durch den Grad ihrer größeren Heftigkeit unterscheidet. Nicht auf brutale Waffengewalt kommt es in diesem Treffen an, sondern darauf, wer in diesem Feldzug die besseren Waffen des Geistes aufzuweisen hat.

Als vor wenigen Jahren Prof. Dr. Arthur Drews mit seinem Werk, die *Christusmythe*, vor das Forum der Öffentlichkeit trat, hätte es in Berlin beinahe einen kleinen Religionskrieg gegeben. Und doch ist die *Christusmythe* Professor Drews nur harmlos im Vergleich zu jenem Werke, welches unter dem Titel *Gott Jesus* vor kurzem im Verlage von A. und R. Huber in München erschienen ist. Der Verfasser dieses Buches ist Andrzej Niemojewski, ein polnischer Gelehrter, dessen Ahnen bereits mit Schwert und Feder für die Sache der Freiheit und Wahrheit kämpften. Sein Großvater war einer der höchsten Würdenträger der polnischen Freimaurerei.

Jene, welche mit den autoritativen philosophischen Lehren der offiziellen Theosophischen Schule vertraut sind und die Monumentalwerke H. P. Blavatsky's studiert haben, wissen, daß die Evangelienerzählungen nicht wörtlich, sondern allegorisch aufzufassen sind und daß zum vollen Verständnis derselben ein siebenfacher Schlüssel (philosophisch, astronomisch, astrologisch, geometrisch, mathematisch, psychologisch, physiologisch) notwendig ist. Besonders in ihrer Abhandlung *Die esoterische Bedeutung der Evangelien* weist H. P. Blavatsky auf diesen wichtigen Punkt hin. Der oben angedeutete siebenfache Schlüssel wird nur jenen bekannt gegeben, bezw. anvertraut, welche durch langjähriges Studium und eine besondere Schulung, welche für moralische Würdigkeit und intellektuelle Qualifikation bürgt, genügend vorbereitet sind. Die Evangelien sind mehr oder minder entstellte Bruchstücke aus den Mysterienlehren der jüdischen Tanaim (Geheimkundigen) welche mit allen Zweigen jener antiken Tempelwissenschaft vertraut waren, die damals über die ganze Welt verbreitet war, seit nahezu zweitausend Jahren aber für den Westen fast völlig verloren gegangen ist.

Andrzej Niemojewski war es nun vorbehalten, Bruchstücke des astronomischen Schlüssels der Evangelien

wiederzuentdecken und die Summe seiner Erfahrungen in seinem Buche »Gott Jesus« niederzulegen. Niemojewski zeigt und beweist nun — was H. P. Blavatsky von jeher hervorhob — daß alle Religionen der hochstehenden *antiken und modernen* Völker ihren Ursprung in den kosmischen bezw. astralen Vorgängen haben, daß alle Legenden, mögen sie noch so plausibel und rein menschlich dargestellt sein, nicht auf Erden, sondern am Himmel sich abspielen. Niemojewski hat nicht nur neue Astralstoffe in den Evangelien festgestellt, sondern ganze *Astralszenen* und *Astralsysteme;* ferner hat er bewiesen, daß bei Matthäus Jesus am 25. Dezember, bei Lucas am 25. März geboren wird, daß z. B. bei Lucas *Jesus als Neumond im Stern Krippe* zwischen den Gestirnen Stier und Esel geboren wird, (wodurch die populären christlichen Vorstellungen klargelegt werden) ferner daß die ganze Versuchungsgeschichte, die Judas-Episode und die Via Dolorosa astrale Mythen sind, die am Himmel in den Sternbildern genau abgelesen werden können. Niemojewski zeigt auch die hochinteressante Tatsache, daß die Anfänge des Christentums, das eigentlich die Religion des Lammes ist, in der grauen Vorzeit wurzeln, weit über das Zeitalter des Stieres hinaus, in jenen sagenhaften Zeiten, als der Frühlingspunkt noch im Zeichen der Zwillinge lag. (Evang. Lucas.) Er zeigt uns, wie wir in sternenklaren Nächten die Geburtsszene und die Via Dolorosa, d. h. den ganzen Leidensweg Christi am Himmel verfolgen können, Wir sehen ferner die drei Marien, das astrale Kreuz, Golgatha, Joseph von Arimathia, welcher Niemojewski in seiner Forscherarbeit die größten Schwierigkeiten bereitet hat, ferner die großen und kleinen Übeltäter, die weinenden Frauen etc. Der Verfasser gibt genaue Zeitnotizen über die Sichtbarkeit der astralen Via Dolorosa am nächtlichen Himmel und die entsprechenden Daten bekannt. Alles dies ist auf Grund unwiderlegbarer, astronomischer Tatsachen nachgewiesen, welche keine theologische Dialektik hinwegzudisputieren vermag. Prof. Dr. Arthur Drews bemerkt hierzu:

„*Man* mag über Einzelheiten der astralmythologischen Erklärungen Niemojewski's denken wie man will: daß in der von ihm angewandten Erklärungsweise wirklich der letzte Schlüssel wie für die Weltanschauung des Orients im allgemeinen, so besonders auch für den Inhalt der Evangelien enthalten ist, das scheint mir kaum noch zweifelhaft zu sein. Die Resultate sind zu auffällig, die Erklärungen in vieler Hinsicht zu schlagend, als daß es sich bei ihnen um ein bloßes Spiel der Phantasie, um rein subjektive Einfälle handeln könnte."

Man bedenke, was das heißen will! Wenn Prof. Drews glaubt, daß Niemojewski's *Entdeckungen den letzten* Schlüssel zu den Evangelien bilden, so können wir dieser Anschauung nicht ganz beistimmen. Wie bereits erwähnt, gibt es hierzu sieben Schlüssel, wovon jeweils einer die übrigen sechs ergänzt. Für die Enthüllung des siebenfachen Geheimnisses ist die Zeit aber noch lange nicht reif — die Lehren würden weder verstanden noch gewürdigt werden. Es lastet noch zu viel materialistischer Schutt und traditioneller Aberglaube auf den Gemütern.

Niemojewski's Werk besitzt nicht nur wissenschaftlichen sondern auch hohen, künstlerischen und ästhetischen Wert. Er ist ein Meister in der Kunst der Darstellung und seine Plastik der Ausdrucksweise ist ein herrliches Zeugnis genialer Schöpferkraft des Gedankens. Man beachte die nachstehenden Zitate aus Niemojewski's Buch, welche wir mit gütiger Erlaubnis des Verlags A. und R. Huber München, zum Abdruck bringen. Über den Ursprung der Astralkulte spricht er sich in folgenden Worten aus:

„Es ist fürwahr ein in der Geschichte der Menschheit riesengroßes Moment gewesen, als ein babylonischer, indischer oder ägyptischer Priester seinen

Jünger bei der Hand nahm und mit dem Finger nach dem Himmel weisend, ihn in sanft ermahnendem Tone belehrte:

„Warum verehrst du irdische Tiere? Sieh den offenen Himmel an und du wirst dort andere Tiere sehen, die voller Augen sind von vorne und von hinten und die nicht zurückkehren, wenn sie gehen. . . . Diese Tiere sollst du verehren. Siehe, das eine geht dem Frühling voran, das andere führt den Sommer, das dritte verkündet uns den Herbst und das vierte den Winter. Sieh dir die Gottheit des Mondes an, mit welchem eine ganze Hälfte des Menschengeschlechtes durch ein geheimes Blutband verbunden ist. Sieh zur Sonnengottheit hinauf, von welcher die Fruchtbarkeit der ganzen Erde unmittelbar abhängt. Und welch staunenswertes Geheimnis das heilige Zahlenbündnis entdeckt, worin sechsundzwanzigtausend Jahre erst ein Jahr bilden!"

und ferner:

Durch die Gläser des Mikroskopes schauend erkennen wir Weisheit; wenn wir die Nächte im astronomischen Observatorium verbringen, und den von unzähligen Lichtern schimmernden Himmel betrachten, sehen wir außer Weisheit noch Größe. Wir fühlen uns da in den Augenblick hinein, wo der babylonische, indische oder ägyptische Meister zu seinem Jünger sprach:

„Von der goldenen Biene, welche sich auf den Blütenkelch setzt, richte deine Augen zu der Sternbiene, welche am blauen Himmel herumkreist. Vom treuen Hund auf Erden sieh hinauf zum anderen Hund, welcher den Himmel durchläuft und treu die Zeiten und Wechsel anzeigt. Vom mächtigen Löwen auf Erden richte deinen Blick zu jenem Löwen, in dessen Zeichen die göttliche Sonne im Sommer steht, ehe sie sich nach dem Herbst zu richtet. Nicht die irdischen Tiere also, sondern die himmlischen sollst du verehren, darüber nachdenken, wie alles das weise und großartig ist."

Niemojewski glaubt, daß die Astralkulte ihren Ursprung in hermeneutischen Wissenschaften hatten. Nach Theosophischer Anschauung lehrten die Alten, daß Kristall, Pflanze, Tier und Mensch durch astrale Projektion ins Dasein traten, sie erkannten den intimen Zusammenhang zwischen dem Reich der Gestirne und der physischen Erscheinungswelt, sie wußten, daß die letztere ein Spiegelbild der Sternenwelt war. Daher der hermetische Lehrsatz: »Wie oben, so unten« und die dankbare Verehrung, welche die antike Welt den kosmischen Göttern entgegenbrachte. Dieses hochinteressante Thema ist in den Theosophischen Fundamentalwerken, besonders in H. P. Blavatsky's *Geheimlehre* eingehend behandelt und es ist darin der Beweis erbracht, daß die Eingeweihten der Tempelmysterien Entwicklungssysteme ausgearbeitet hatten, von deren Großartigkeit sich unsere Generation nur dunkel ahnen läßt. Wenn solches Wissen auch seit nahezu zwei Jahrtausenden im Westen von der Bildfläche verschwand, so ist es doch in den Ländern des Ostens nicht verloren gegangen und wird zur rechten Zeit wiedererscheinen. Der in Point Loma von Katherine Tingley, dem gegenwärtigen Haupt der Theosophischen Bewegung, gegründeten »Schule für die Wiederbelebung der verlorenen Mysterien des Altertums« wird es vorbehalten sein, den Schleier nach dieser Richtung hin zu lüften und Teile des von den Weisen des Ostens gehüteten Geheimnisses an würdige Jünger zu übertragen.

Die Universale Bruderschaft u. Theosophische Gesellschaft

Gegründet in New York im Jahre 1875 von H. P. Blavatsky, William Q. Judge und anderen
Reorganisiert im Jahre 1898 durch Katherine Tingley
Internationale Zentrale Point Loma, Californien

Das Hauptquartier der Organisation zu Point Loma mit all seinen dazugehörigen Bauten nebst Grund und Boden ist keine »Gemeinde«, »Ansiedelung« oder »Kolonie«. Es bildet auch kein Experiment für Sozialismus, Kommunismus oder ähnlichem, sondern ist, was es sein will: das zentrale, ausübende Amt einer weltweiten Organisation, in welchem die Geschäfte derselben erledigt und die Lehren der Theosophie praktisch dargetan werden. In der Mitte zwischen dem Osten und dem Westen gelegen, wo die aufgehende Sonne des Fortschrittes und der Erleuchtung eines Tages in ihrer vollen Höhe stehen wird, vereinigt es den philosophischen Osten mit dem praktischen Westen

ZIELE

DIESE BRUDERSCHAFT ist ein Teil einer großen, universalen Bewegung, die in allen Zeitaltern tätig war.

Diese Organisation erklärt, daß Bruderschaft eine Tatsache in der Natur ist. Ihr Hauptzweck ist, Bruderschaft zu lehren, zu beweisen, daß Bruderschaft eine Tatsache in der Natur ist und sie zu einer lebendigen Kraft im Leben der Menschheit zu machen.

Die Hilfszwecke sind: das Studium alter und moderner Religionen, der Wissenschaft, Philosophie und Kunst, die Erforschung der Gesetze der Natur und der göttlichen Kräfte im Menschen.

Es ist eine bedauerliche Tatsache, daß viele Leute den Namen der Theosophie und den der Organisation der »Universalen Bruderschaft und Theosophischen Gesellschaft« für ihre eigennützigen Interessen benützen; auch gebrauchen sie den Namen von H. P. Blavatsky, der Gründerin der Theosophischen Bewegung, und selbst das Motto der Gesellschaft, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und die Unterstützung des Publikums zu erwerben. Dies geschieht sowohl bei Veröffentlichungen, als auch bei Vorträgen. Indem diese Leute weder behaupten, daß sie mit der »Universalen Bruderschaft und Theosophischen Gesellschaft« in Verbindung stehen, noch erklären, daß sie nichts mit dieser Organisation zu tun haben, lassen sie das Publikum in dem Glauben, daß eine Verbindung ihrerseits mit unserer Organisation besteht. Es ist daher häufig vorgekommen, daß vielen ernsthaft Suchenden die Wahrheiten der Theosophie vorenthalten wurden.

Die »Universale Bruderschaft und Theosophische Gesellschaft« heißt alle diejenigen als Mitglieder willkommen, welche ihre Mitmenschen aufrichtig lieben und das Verlangen haben, die Mißstände zu beseitigen, welche, durch die Verschiedenheit der Rasse, des Glaubens und der Hautfarbe hervorgerufen, zu lange den Fortschritt der Menschheit aufgehalten haben. Die verschiedenen Abteilungen der Organisation bieten allen ehrlichen Wahrheitsuchenden, allen denen, welche nach etwas Höherem und Besserem streben, als es die Vergnügungen und Interessen des weltlichen Lebens bieten können, welche bereit sind, alles, was in ihrer Kraft steht, zu tun, um Bruderschaft zu einer lebendigen Kraft im Leben der Menschheit zu machen, unbegrenzte Möglichkeiten der Betätigung.

Die ganze Tätigkeit der Organisation steht unter der Leitung des Führers und offiziellen Hauptes Frau Katherine Tingley.

Wer weitere Information über Theosophie und über die Theosophische Gesellschaft wünscht, beliebe sich an den Verlag dieser Zeitschrift zu wenden.